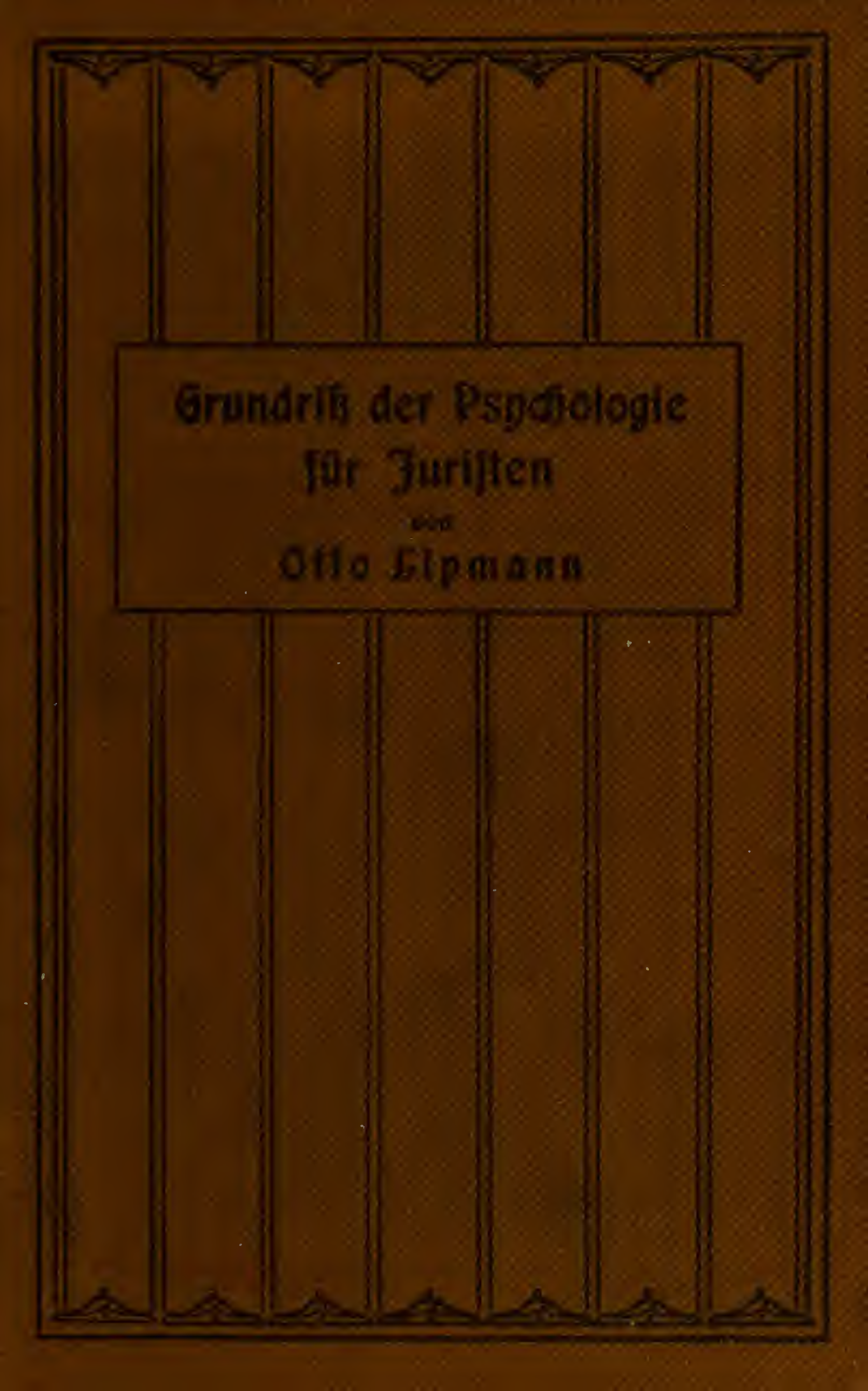
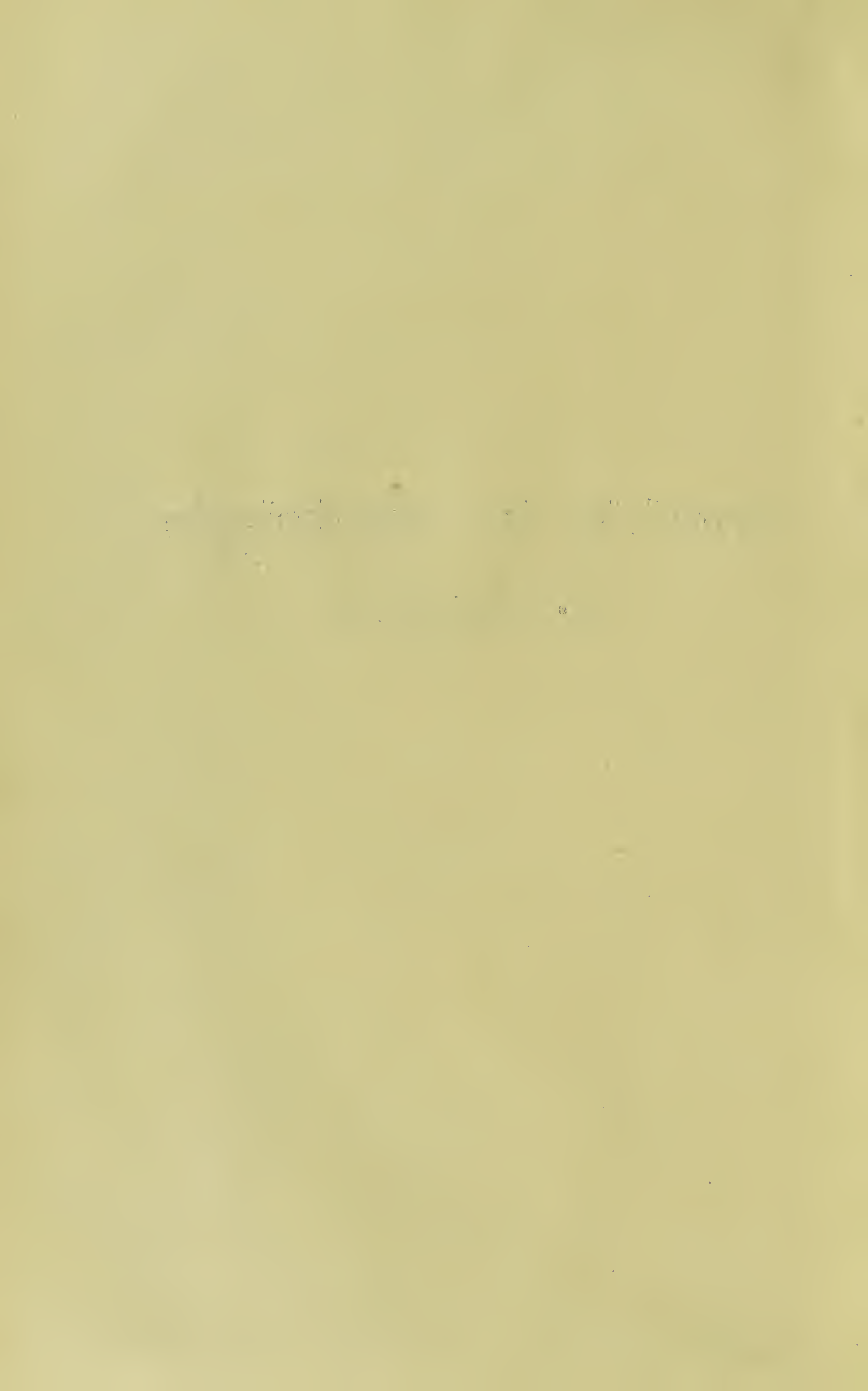

Grundriß der Psychologie
für Juristen
von
Otto Lipmann



Grundriß der Psychologie für Juristen



Grundriß der Psychologie für Juristen

Von

Otto Lipmann

Mit einem Vorwort

von

Franz von Liszt



Leipzig 1908

Verlag von Johann Ambrosius Barth.

Vorwort.

Auch in den weitesten Kreisen dürfte heute die Überzeugung sich eingewurzelt haben, daß der in der Strafrechtspflege tätige Jurist ohne gründliche psychologische (auch psychiatrische) Vorbildung seiner wichtigen und schwierigen Aufgabe nicht gewachsen ist. Zugleich aber auch die beschämende Erkenntnis, daß es an dieser Vorbildung in den meisten Fällen völlig mangelt. Wie diesem Übelstande abgeholfen werden könnte, habe ich an dieser Stelle nicht zu untersuchen. Solange nicht der von mir und Anderen wiederholt gemachte Vorschlag durchgeführt und die Abhaltung kriminalistischer Fortbildungskurse zu einer allgemeinen und gesicherten Einrichtung geworden ist, bleibt dem jungen Juristen kein anderer Weg übrig, um sich die ihm fehlenden Kenntnisse zu verschaffen, als der Besuch psychologischer Vorlesungen oder das Studium psychologischer Lehrbücher und Schriften. Der eine wie der andere Weg bietet aber dem Juristen Schwierigkeiten, da sie ihn auf ein ihm bisher völlig fremd gebliebenes Gebiet führen. Gewiß können diese Schwierigkeiten durch zielbewußtes Wollen überwunden werden; aber gar manchen schon haben sie von dem Betreten des Weges abgeschreckt, oder von seiner weiteren Verfolgung abgehalten.

Dieses Bedürfnis nach einer ersten propädeutischen Einführung in die Psychologie hat mich veranlaßt, für die Teilnehmer an meinem kriminalistischen

Seminar einen psychologischen Vorbereitungskursus einzuführen, der in möglichster Kürze über die Methode und die Grundprobleme der Psychologie orientieren und zugleich über die praktische Wichtigkeit der angewandten Psychologie für die Strafrechtspflege belehren sollte. Herr Dr. phil. Otto Lipmann hat die Freundlichkeit gehabt, in drei aufeinanderfolgenden Wintersemestern in der psychologischen Sektion des kriminalistischen Seminars diesen Kursus zu halten. Aus diesen Vorträgen ist der vorliegende „Grundriß der Psychologie für Juristen" hervorgegangen.

Wenn diese Vorträge einem vielfach geäußerten Wunsche gemäß jetzt durch den Druck allgemein zugänglich gemacht werden, so ist der Zweck der Veröffentlichung derselbe geblieben, der zu der Abhaltung des Kurses geführt hat: zu eindringlicherem Studium der Psychologie anzuregen, das sie nicht ersetzen, wohl aber ermöglichen und erleichtern soll.

Diesem Zweck zu dienen, ist auch das Geleitswort bestimmt, das ich dem Buche mit auf den Weg gebe.

Charlottenburg, den 12. Februar 1908.

Prof. Dr. **Franz v. Liszt.**

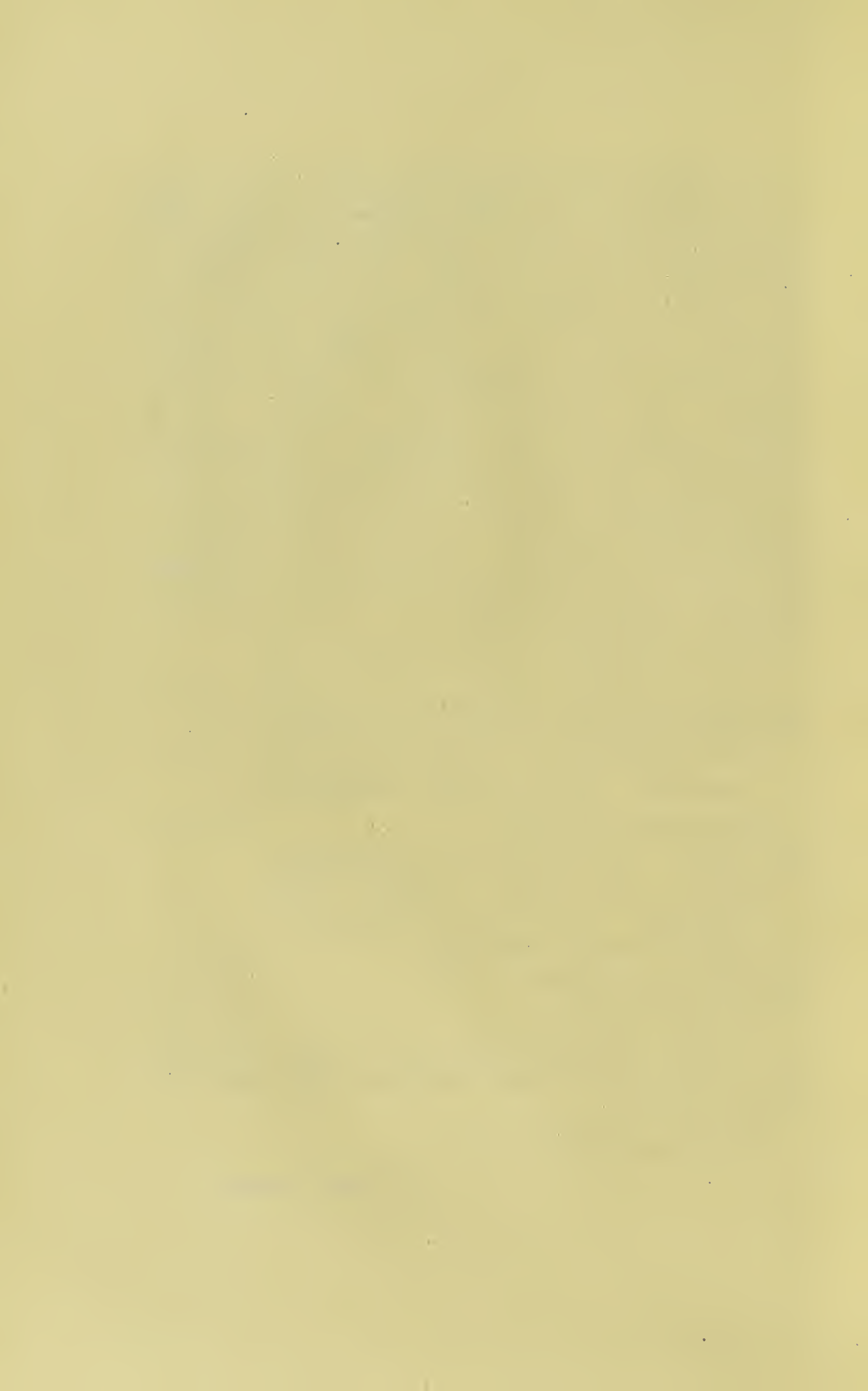
Es war und ist natürlich nicht meine Absicht, durch meine Vorträge und durch diese Schrift den Juristen mit dem ganzen, heute schon so weitverzweigten Gebiete der Psychologie vertraut zu machen. Ich habe vielmehr in den drei ersten Vorträgen die allgemeine Psychologie nur durcheilt und nur an den Punkten etwas Halt gemacht, die entweder selbst möglicherweise für den Juristen von Interesse sein dürften oder deren Verständnis mir für spätere Ausführungen eine notwendige Voraussetzung zu sein scheint. Ganze große Gebiete der Psychologie wurden somit übergangen. Die beiden letzten Vorträge enthalten Sammelreferate über zwei Probleme der angewandten Psychologie, die Psychologie der Aussage und die Methoden der Tatbestandsdiagnostik. Die fünf Abschnitte der Schrift behandeln also folgende Punkte:

Wert der Psychologie für den Juristen; Wesen der Psychologie; Methoden der Psychologie S. 1—14
Die intellektuelle Seite des Seelenlebens: Einiges über Empfindungen, Wahrnehmungen, Vorstellungen, Aufmerksamkeit, Suggestion, Assoziation, Gedächtnis . . . . S. 15—34
Die Gefühls- und Willensseite des Seelenlebens: Einiges über Gefühle, Affekte, Triebe, Wollungen, Willensfreiheit, Zurechnungsfähigkeit, Schuld, Strafe usw. . . . . . . S. 35—54
Psychologie der Aussage . . . . S. 55—69
Tatbestandsdiagnostik . . . . S. 70—78

Ich habe die äußere Form der Vorträge beibehalten, um auch dadurch die Anspruchslosigkeit dieser Schrift zu dokumentieren.

Berlin, im Februar 1908.

Dr. Otto Lipmann.



Die Tatsache, daß die Juristen, insbesondere die Kriminalisten, mehr und mehr beginnen, die Psychologie zu den Hilfswissenschaften der Jurisprudenz zu zählen, ist aus zweierlei Gründen erfreulich. Bereits im wissenschaftlichen Strafrecht spielen psychologische Begriffe, wie Vorsatz, Schuld usw. eine wesentliche Rolle, und besonders der Strafrechtspolitiker, der diese Begriffe definieren will, wird zu psychologischen Tatsachen oder Streitfragen Stellung nehmen müssen. Er wird dies in ausreichender Weise nur dann können, wenn er nicht nur die psychologischen Definitionen dieser Begriffe kennt, sondern auch, um sie zu verstehen, einigermaßen mit den Fundamentalsätzen der Psychologie Bescheid weiß.

Aber nicht nur für den Theoretiker scheint somit einige Kenntnis der Psychologie vonnöten, mindestens ebenso wichtig ist sie für den Praktiker. Der Jurist hat es mit Menschen zu tun und mit menschlichen Handlungen. Wie der Tischler die Eigenschaften des Holzes kennen muß, das er bearbeitet, so braucht der Jurist Menschenkenntnis, um zu verstehen, wie es dazu kommen konnte, daß diese oder jene Tat verübt wurde, daß sich der eine besser, der andere schlechter an einen Vorgang zu erinnern vermag, daß dieser seine Aussage verweigert, jener, wenn er über dieselbe Sache berichten soll, bei „Adam und Eva“ anfängt. Kurz und gut, der praktische Jurist soll ein „Menschenkenner“ sein; er soll die Menschen nicht als bloße Objekte der Gesetzgebung betrachten, auf die er die Paragraphen, die er gelernt hat, mechanisch

anwendet und in deren Schema er die Menschen und Verhältnisse, wenn sie sich nicht gutwillig fügen, nötigenfalls mit Gewalt hineinpreßt. Er soll vielmehr in ihnen lebendige Subjekte sehen, er soll sie verstehen, um mehr verzeihen, um milder sein zu können, er soll womöglich „nil humani a se alienum putare". Wie aber eignet man sich eine solche Menschenkenntnis an? In erster Linie natürlich durch die Praxis, durch den vielfachen Umgang mit Menschen verschiedener Art und aus verschiedenen Lebenssphären, ihre Beobachtung, die Analyse ihrer Motive und Handlungsweisen. Nun ist aber der Student für diese Kunst häufig noch selbst nicht reif genug — und der Jurist soll ja schon ein Menschenkenner sein, wenn er in die Lage kommt, über das Schicksal seiner Mitmenschen verfügen zu müssen —; ist er aber erst in Amt und Würden, so kann er aus anderen Gründen nicht mehr die Menschheit auch außeramtlich in ihren geheimsten Trieben belauschen und ihrem Seelenleben in allen seinen Regungen nachgehen. Gewiß gibt sein Amt selbst ihm dazu Gelegenheit, aber es zwingt ihn auch, alles was in den Bereich seiner Machtsphäre gelangt, ausschließlich sub specie des Gesetzes zu betrachten, und das wird bei vielen, anstatt daß sie die Menschen objektiv kennen lernen, im Gegenteil die Folge haben, daß ihre Rechtsprechung immer mehr mechanisiert wird. Abgesehen davon sollen doch nicht nur die Menschen, die vor einen alten Richter kommen, von seiner Menschenkenntnis profitieren, sondern auch der Assessor und Referendar befinden sich schon oft genug in der Lage, ihre Menschenkenntnis betätigen zu müssen. Es müssen also Mittel und Wege gefunden werden, daß der Jurist sich schon während seiner Studenten- und Ausbildungszeit ein gewisses Maß von Menschenkenntnis aneignet, und hierfür erscheint — abgesehen von der bereits erwähnten Beschäftigung mit wirklichen lebenden Einzelindividuen,

besonders auch die Lektüre von belletristischen Werken hervorragend psychologisch begabter Schriftsteller, wie Zola, Dostojewski, Shakespeare, Goethe, Stendhal, als ein ausgezeichnetes Hilfsmittel.

In einem gewissen Gegensatze zu den bisher erwähnten Methoden steht eine weitere — die Beschäftigung mit der wissenschaftlichen Psychologie. Während man im Leben und aus Romanen usw. immer nur einzelne Menschen kennen lernt, ist es das Ziel der Psychologie wie jeder Wissenschaft, zu allgemeinen Gesetzmäßigkeiten zu gelangen. Auch wenn ein einzelnes Individuum erklärt werden soll, so kann dies wissenschaftlich nur dadurch geschehen, daß der einzelne Fall subsumiert und in Beziehung zu allgemeinen Tatsachen gebracht wird. Es muß allerdings von vornherein betont werden, daß von einer solchen wirklichen Analyse des Einzelindividuums die heutige Psychologie noch weit entfernt ist: man fängt eigentlich eben erst an, in dieser Richtung einzelne tastende Versuche zu unternehmen, und von feststehenden Tatsachen kann auf diesem Gebiete noch kaum die Rede sein; es soll darauf im folgenden auch gar nicht eingegangen werden. Was die Psychologie bisher erreicht hat und was sie in erster Linie erstrebt, ist die Kenntnis von Gesetzen, die für das Seelenleben aller Menschen gelten. In zweiter Linie sind auch bereits gewisse Tatsachen gefunden worden, bezüglich derer verschiedene Gruppen von Menschen sich verschieden verhalten, z. B. Kinder und Erwachsene, Männer und Frauen usw. Endlich hat man auch bereits begonnen, die Menschen nach psychologischen Gesichtspunkten in Typen einzuteilen (ich erinnere hier nur an die alte Einteilung in Sanguiniker, Choleriker, Phlegmatiker und Melancholiker), und durch Kreuzung der aus verschiedenen solchen Einteilungen entstehenden Gruppen wird man vielleicht einmal zu einer wirklichen Individualpsychologie gelangen. Die Schwierigkeit, mit

der jede Individualpsychologie zu rechnen hat, beruht auf einer Eigenart des psychischen Lebens, auf die noch oft zurückzukommen sein wird, die aber hier gleich erwähnt sei, — auf einer Eigenart, die m. E. die erreichbaren Ziele der Psychologie prinzipiell von denen der Naturwissenschaften unterscheidet und die eben in der Andersartigkeit ihres Objektes begründet ist:

Den Naturwissenschaften liegt das Axiom zugrunde, daß es einmal gelingen muß, die Eigenschaften eines zusammengesetzten Körpers (sagen wir des Wassers) aus den Eigenschaften — in letzter Linie den Atomschwingungen — der Komponenten (des Wasserstoffs und des Sauerstoffs) restlos zu erklären. Nimmt man letztere als vollkommen bekannt an, so müssen sich daraus alle chemischen und physikalischen Eigenschaften des Wassers als allgemein evident ergeben. Ganz anders in der Psychologie: Wenn wir irgend ein psychisches Phänomen, z. B. einen Willensakt analysiert haben und nun die Elemente, deren Eigenschaften vollkommen bekannt seien, betrachten und beschreiben, so wird niemand aus dieser Beschreibung ohne weiteres ersehen können, daß ihre Summe nun eben einen Willensakt ausmachen müsse. Jedes zusammengesetzte psychische Phänomen eben ist nicht nur die Summe der Komponenten, sondern dadurch, daß sie zu einem „Komplex" zusammentreten, entstehen notwendig neue Eigenschaften, eben die des Komplexes, die sich in keiner Weise auf die Eigenschaften der Komponenten zurückführen lassen. Dies gilt nicht nur von verhältnismäßig elementaren Komplexen, wie Gedanken und Willensakten, sondern auch von dem ganzen psychischen Individuum. Wenn wir auch alle seine Eigenschaften, seine Zugehörigkeit zu den verschiedenen obenerwähnten Typen genau kennen, so haben wir damit nur eine oberflächliche Beschreibung des Individuums, aber wir kommen so niemals zu einer wissenschaftlichen Erklärung dessen, was eben „die Individualität"

dieses Menschen ausmacht; wir würden uns aus derartigen Angaben niemals den ganzen Menschen rekonstruieren können. Quantitative Unterschiede der Komponenten ergeben qualitative Unterschiede der Komplexe. Aber wenn es sich mit der Möglichkeit einer wissenschaftlichen Erfassung der Individualität nun so verhält, so werden Sie vielleicht jetzt fragen, hat dann für uns, die wir ja Menschenkenntnis brauchen, die Psychologie überhaupt einen Wert? Ich glaube diese Frage bejahen zu müssen. Die Kenntnis der allgemeinen Gesetzmäßigkeiten vertieft die zu erwerbenden Einzelerfahrungen und gibt ihnen ein wissenschaftliches Fundament, und außerdem gibt es auch allgemeine Gesetzmäßigkeiten genug, die auch für den Juristen als solche wissenswert sind. Ich erwähne hier nur die Psychologie der Aussage und die Tatbestandsdiagnostik, auf die ich später ausführlicher zurückkomme.

Ich beabsichtige nun im folgenden nicht, Ihnen einen vollständigen Abriß der Psychologie zu geben. Dies ist mir erstens hier nicht möglich; denn die Psychologie ist heute bereits eine so weitverzweigte und spezialisierte Wissenschaft, daß sie zur gründlichen Beherrschung ein eingehendes Studium erfordert, und dafür seien Sie auf die bekannten Lehrbücher der Psychologie von Ebbinghaus, Höffding, Jodl, Külpe, Wundt u. a. verwiesen. Ich beabsichtige vielmehr nur, diejenigen, die sich nicht intensiver mit der gesamten Psychologie beschäftigen wollen, so weit in diese Wissenschaft einzuführen, daß sie einigermaßen sehen, welches ihre Probleme sind, und selbst zu beurteilen vermögen, welche Kapitel für sie ein eingehenderes Studium verlohnen.

Um von vornherein mein Thema zu begrenzen, so verstehe ich unter Psychologie hier nur die Wissenschaft vom Seelenleben des normalen erwachsenen Menschen. Es scheidet also aus die Tierpsychologie, ferner die sogen.

Völkerpsychologie (d. i. die Wissenschaft von denjenigen psychischen Erscheinungen, die an eine menschliche Gemeinschaft gebunden erscheinen, wie Sprache, Religion usw.), andererseits aber auch die Kindespsychologie und die Psychopathologie. Zur letzteren gehört vom Standpunkte der Lehre Lombrosos vom „geborenen Verbrecher" auch die Psychologie des Verbrechers. Ich werde also auch den Verbrecher als solchen, d. h., sofern dieser einen besonderen Typus darstellen sollte, nicht in den Rahmen meiner Ausführungen einbeziehen.

Die Psychologie wurde oben definiert als die Wissenschaft vom Seelen*leben*, nicht wie ihr Name zu sagen scheint, als die Wissenschaft von der *Seele*. Die Frage, was die Seele eigentlich ist, geht den Psychologen so wenig an, wie der Physiker sich um die Konstitution der Materie zu kümmern braucht. Ist letzteres ein Problem der Naturphilosophie, so gehört die Frage nach dem Wesen der Seele in die Metaphysik. Und wenn man von der „Hoffnungslosigkeit aller Psychologie" (Möbius) spricht, weil die Psychologie niemals über das Wesen der Seele würde Aufschluß geben können, so bedeutet dies eine Verkennung der Aufgabe der Psychologie.

Trotzdem können wir ja einleitend auch diese — eigentlich metaphysische — Frage einmal kurz berühren, besonders soweit die Beziehung der Seele zur Materie in Betracht kommt.

Bekanntlich ist für den *Materialismus* die Seele nur eine besondere Art von körperlicher Substanz, das Seelenleben also nur eine besondere Art der Bewegung. Danach wäre auch die Psychologie gewissermaßen nur ein Anhängsel der Physiologie. Aber der Materialismus ist wohl endgültig überwunden; die Psychologie ist als eine gleichberechtigte Wissenschaft *neben* die Naturwissenschaften getreten. Kein vernünftiger Mensch kann mehr daran zweifeln, daß die Seele eine Realität ist, daß seine

Empfindungen und Gefühle etwas Wirkliches sind, und daß diese Realitäten keine materiellen sind. Ja, man kann sagen, es kann zweifelhaft erscheinen, ob es außer der psychischen Realität, die wir erleben, noch eine andere, eine materielle gibt, ob die psychischen Realitäten nicht vielmehr so beschaffen sind, daß eine der anderen als etwas Materielles erscheint. Diese Meinung, die des psychophysischen Parallelismus (in neuerer Zeit entstanden unter der Einwirkung von Fechners „Zend-Avesta" und vieler seiner kleineren Schriften), wird heute vertreten z. B. von Heymans, Ebbinghaus, Paulsen und Wundt. Diese Forscher sind sich bewußt, daß sie den Boden der Erfahrung verlassen und sich weit von der Auffassung des naiven Menschen entfernt haben. — Das suchen diejenigen zu vermeiden, welche die Theorie der „Wechselwirkung des Physischen und Psychischen" vertreten. Dieser Ansicht nach besitzt das Physische eine Realität, welche von der des Psychischen im Wesen verschieden ist. Diese beiden Realitäten nun können unter gewissen Umständen, z. B. im lebenden Gehirn, einander zur Erscheinung bringen, d. h. die Folge eines bestimmten (physischen) Gehirnvorganges ist z. B. eine Empfindung, also etwas Psychisches; die Folge eines (psychischen) Wollens umgekehrt eine (physische) Körperbewegung. Diese philosophische Anschauungsweise, die zwar, wie gesagt, durchaus der Erfahrung zu entsprechen scheint und dem naiven Verständnis jedenfalls näher liegt als die des psychophysischen Parallelismus, hat jedoch mit solchen erkenntnistheoretischen und anderen Schwierigkeiten zu kämpfen, daß viele sie eben für unüberwindlich halten. Von diesen Schwierigkeiten sei nur die erwähnt, daß die Theorie der Wechselwirkung sich schwer oder gar nicht mit dem Postulat vereinigen läßt, daß das Gesetz von der Erhaltung der Kraft nicht nur in geschlossenen Systemen, sondern überhaupt Geltung besitze.

Stellt man sich aus den angegebenen Gründen auf den Standpunkt des psychophysischen Parallelismus, so können grundsätzlich als Ursachen und Folgen von psychischen Ereignissen nur wieder psychische Ereignisse angesehen werden. Solche aber kann ich nur an mir selbst direkt beobachten; psychische Erlebnisse anderer können sich mir nur durch materielle Erscheinungen kundgeben, z. B. durch die Sprache oder sonstige Bewegungen. Diese selbst müssen nach dem Gesetze von der Erhaltung der Kraft — auch wenn man sie als nichts Wirkliches, nur als Erscheinungsformen auffaßt —, eine in sich geschlossene Reihe bilden, welche der Reihe der psychischen Erscheinungen parallel geht. Jedem Gliede der einen Reihe muß ein Glied der anderen zugeordnet sein. Kennt man z. B. die physische Reihe und weiß man von jedem ihrer Glieder, welches der psychischen Reihe ihm entspricht, so kennt man natürlich auch die letztere. (Es bedarf kaum eines Hinweises, daß diese Zuordnung sich nur auf die psychischen Elemente erstrecken kann, daß aber die psychischen Komplexe als solche ohne physisches Korrelat sind. Auf der Verkennung dieses Umstandes beruht wohl hauptsächlich der Mißerfolg der Gallschen Phrenologie.) — Von diesem Grundsatze des psychophysischen Parallelismus geht die sogen. „physiologische Psychologie“ aus: Sie sucht zunächst die Reihe der physiologischen, speziell der Gehirnvorgänge möglichst lückenlos festzustellen, dann jedem Gliede dieser Reihe das entsprechende psychische Erlebnis zuzuordnen. Psychologie ist also nach dieser Meinung, deren konsequentester Vertreter Ziehen ist, nur möglich bei einer vollständigen Kenntnis der entsprechenden Gebiete der Physiologie. Nun steckt diese aber, zpeziell die Gehirnphysiologie, noch so in den Kinderschuhen, vieles in ihr ist noch derart hypothetisch, daß man wohl besser daran tut, den Weg der physiologischen Psychologie i. A. nicht zu betreten. Nur da, wo einerseits

schon gesicherte physiologische Erkenntnisse vorliegen, andererseits auch schon die Zuordnung der entsprechenden psychichen Erlebnisse zweifellos erscheint, wird man die physiologische Methode mit Vorteil verwenden. Da wir z. B. wissen, daß gewisse starke psychische Erregungen mit einer Veränderung des Pulses und mit einer Verstärkung der Zitterbewegungen verbunden sind, so können wir allerdings aus diesen physiologischen Erscheinungen, die ja außerdem auch leichter und unmittelbarer zu beobachten sind als die psychische Erregung selbst, auf diese zurückschließen. Aber solche Fälle, in denen die physiologischen Erscheinungen bereits sicherer und in ihrem Wesen durchsichtiger sind als die entsprechenden psychischen, sind selten. Häufig ist es sogar umgekehrt: die Tatsache der Assoziation z. B. zwischen der Vorstellung der Person des Ermordeten und der Vorstellung des Tatortes ist etwas viel Gesicherteres als die Kenntnis der betr. Assoziationsbahn im Gehirn. Da sich dies bei den Dingen, mit denen wir es im folgenden zu tun haben, fast stets so verhält, so soll hier i. A. von allen sogen. physiologischen und anatomischen Grundlagen der Psychologie abgesehen und nur da auf die Physiologie zurückgegriffen werden, wo der Schluß als ein ebenso sicherer erscheint wie in dem obigen Beispiel von den Gemütsbewegungen. Aber man glaube nun nicht, daß man so, indem man von allem Physischen absieht, also auf die Anwendung naturwissenschaftlicher Methoden im eigentlichen Sinne verzichtet, gleichzeitig auch den festen Boden der Erfahrung verläßt und in die wilde Spekulation zurückverfällt, von der die Psychologie sich heute glücklicherweise wohl endgültig befreit hat. Vielmehr kann man sehr wohl, auch ohne physiologische Psychologie zu treiben, doch empirische Psychologie treiben; denn das Erleben der eigenen psychischen Vorgänge ist ja die unmittelbarste Erfahrung, die es überhaupt gibt. Allerdings soll die reine Selbst-

beobachtung auch nur möglichst selten als Mittel für physiologische Erkenntnisse verwertet werden. Denn der Psychologe, der an ein Problem herangeht, wird sich fast immer schon vorher eine gewisse Meinung darüber gebildet haben; er wird daher i. A. die Vorgänge in seinem Innern nicht beobachten können, ohne diese seine vorgefaßte Meinung in seine Beobachtung hineinzutragen, er wird also völlig objektive Resultate nicht erhalten. Abgesehen davon, daß die Erlebnisse so durch die vorgefaßte Meinung modifiziert werden, leidet ihre Reinheit auch darunter, daß sie eben gleichzeitig Gegenstand der Beobachtung sind. Man denke nur, es wolle jemand beobachten, was in ihm vorgeht, wenn er wütend ist; sicher wird dann entweder die Wut oder die Beobachtung, wahrscheinlich aber beides darunter leiden.

Es wird also fast stets erforderlich sein, die Ergebnisse der Selbstbeobachtung zum mindesten durch Beobachtung anderer zu kontrollieren. Mit den reinen psychischen Erscheinungen hat man es dann allerdings nicht mehr zu tun; die psychischen Erlebnisse anderer können ja, wie schon gesagt, von mir als solche niemals wahrgenommen werden. Doch die Ausdrucksbewegungen, in erster Linie die Sprache, sind ein Mittel, durch das wir uns von den Resultaten der Selbstbeobachtung anderer unterrichten lassen können, ohne daß der andere selbst Psychologe zu sein oder auch nur zu wissen braucht, zu welchem Zwecke seine Selbstbeobachtung verwertet werden soll, ohne daß diese also durch seine vorgefaßte Meinung hat wesentlich modifiziert werden können. Zu sichereren Schlüssen gelangt man, wie in den Naturwissenschaften, dann, wenn man sich nicht auf die Beobachtung gelegentlicher Erscheinungen verläßt, sondern das Experiment zu Hilfe nimmt. Es besteht darin, daß man die Versuchsperson methodisch bestimmten Eindrücken aussetzt — unter Ausschaltung anderer Eindrücke, die den Ausgang des

Experimentes beeinflussen könnten — und dann ihre Reaktionen auf diese Eindrücke zu Protokoll nimmt. Der experimentelle Betrieb der Psychologie ist ganz ähnlich dem in den Naturwissenschaften üblichen, obwohl das Objekt der Psychologie ja von dem der Naturwissenschaften natürlich grundverschieden ist. Seitdem Fechner in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die experimentelle Psychologie begründete und Wundt dann in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts das erste Institut für experimentelle Psychologie errichtete, sind die Methoden größtenteils so vervollkommnet worden, daß exaktes Arbeiten in der Psychologie heute durchaus möglich ist. Das muß gegenüber den auch heute noch vorhandenen Gegnern der experimentellen Psychologie immer und immer wieder betont werden.

In einer wichtigen Beziehung allerdings — abgesehen von der Verschiedenheit ihrer Objekte — unterscheidet sich die Methode der experimentellen Psychologie von derjenigen der Naturwissenschaften. Wenn dem Chemiker die Analyse eines Stoffes *einmal* exakt gelungen ist, so kann er sich damit zufrieden geben; denn die Objektive der Naturwissenschaft bleiben konstant; eine Schwefelsäure ist wie die andere, und destilliertes Wasser ändert nicht im Laufe der Zeit seine Zusammensetzung; alle Kugeln fallen nach denselben Gesetzen. Anders in der Psychologie: Der eine Mensch lernt früh schnell und abends langsam, beim anderen ist es umgekehrt; der Mensch, solange er jung ist, lernt schneller als der gealterte. Will man daher in der Psychologie allgemeine Gesetze finden, so darf man ein Experiment nicht nur einmal an einem Menschen vornehmen, sondern muß es mehrmals an verschiedenen Menschen wiederholen. Doch das eben Gesagte ist nicht so zu verstehen, daß sich nun jeder Mensch durchaus anders verhält als der andere, ja als er selbst in früheren Stadien seiner Entwicklung, d. h. daß allgemeine

Gesetzmäßigkeiten sich in der Psychologie überhaupt nicht ergeben könnten. Vielmehr findet man auf die angegebene Weise doch, daß im großen ganzen das Seelenleben bei allen normalen Menschen und stets, solange sie als normal betrachtet werden, denselben Gesetzen folgt: Jeder Mensch lernt von einem Stoffe mehr, wenn er ihn zweimal liest, als wenn er ihn nur einmal liest; aber wievielmal er ihn lesen muß, um ihn völlig zu erlernen, das ist freilich verschieden, d. h. die allgemeinen Gesetzmäßigkeiten können nicht rein, sondern nur modifiziert durch das, was man die Individualität des einzelnen nennt, und durch seinen jeweiligen geistigen Zustand zur Erscheinung gelangen. Die Zahlen, die man als Resultat der experimentellen Untersuchung eines einzelnen erhält, spiegeln wider

1. die allgemeine Gesetzmäßigkeit,
2. a) die individuellen Eigenschaften des Untersuchten,
   b) seine gegenwärtige psychische Konstitution.

Man wird vielleicht i. A. sagen können, daß die beiden letztgenannten Ursachen die absolute Größe der erhaltenen Zahlen bestimmen, während die Beziehung der Zahlen zueinander die allgemeine Gesetzmäßigkeit ausdrückt.

Ein Beispiel mag dies erläutern: Wenn ich von einer Person bei der Beschreibung eines Vorganges 20, bei einem Verhör über denselben Vorgang 30 falsche Angaben erhalten habe, so sind diese Zahlen, absolut genommen, ziemlich nichtssagend. Ihre Größe kann z. T. beruhen auf dem Grade des Verstandes der Versuchsperson, z. T. auf dem ihrer Aufmerksamseit, z. T. auf der Schwierigkeit der Fragen. Mehr schon kann ich aus dem Experimente herauslesen, wenn ich die beiden Zahlen miteinander vergleiche, nämlich, daß in einem Verhör mehr Falsches zutage gefördert wird als in einem freien Bericht. Dabei bleibt die Klugheit und die Aufmerksamkeit der Versuchsperson ganz außer Betracht; es wird nur vorausgesetzt,

daß sie in beiden Fällen die gleiche war. — Nur dann natürlich, wenn die beiden Zahlen, um deren Vergleichung es sich handelt, unter sonst genau gleichen Umständen erhalten wurden, kann man ihre Beziehung zueinander als den Ausdruck einer allgemeinen Gesetzmäßigkeit ansehen. Da nun aber zwei Zahlen niemals gleichzeitig von einer und derselben Versuchsperson erhalten werden können, so darf man Gleichheit der Versuchsbedingung i. A. niemals ohne weiteres voraussetzen. Z. B. kann bei dem zweiten Experiment die Übung, event. auch die Ermüdung, endlich auch die Aufmerksamkeit der Versuchsperson eine andere sein als bei dem ersten. All dies kann nur durch die schon erwähnte häufige Wiederholung der Experimente völlig ausgeglichen werden, und hierbei sind eben besondere Maßnahmen erforderlich, um den Einfluß der Übung, event. auch der Ermüdung auszuschalten (cyklischer Wechsel der Zeitlage). Die Zahlen, um deren Vergleichung es sich schließlich handelt, sollen unter Verhältnissen gewonnen sein, die sich durchaus nur in der Beziehung unterscheiden, deren Einfluß auf das Seelenleben eben Gegenstand der Untersuchung ist.

Hat man so eine Reihe gleichartiger Versuche angestellt, so verfügt man schließlich für jede der zwei oder mehr Zahlen, die man miteinander vergleichen will, über je eine Anzahl von Werten. Jede dieser Anzahlen oder Gruppen von Zahlen wird repräsentiert durch eine Zahl, den Mittel- oder den Zentralwert oder dergl., und zwar um so genauer, je größer die Gruppen sind. Da es für die Psychologie sehr wichtig ist, welchen Wert man als den repräsentierenden betrachten soll und wie man diesen aus den experimentell festgestellten Einzelwerten berechnet, so haben im Anschluß an die Psychologie die sogen. statistischen Methoden eine gründliche Ausbildung erfahren. Als die gesuchte allgemeine Gesetzmäßigkeit hat man dann die Beziehung der repräsentierenden Zahlen zu betrachten.

Wenn diese Dinge hier etwas eingehender behandelt worden sind, so ist dies nicht geschehen, etwa um den Juristen anzuleiten, wie er selbst solche Versuche anzustellen hat. Der Jurist als solcher braucht ebensowenig wie der Pädagoge selbständig psychologische Experimente zu veranstalten, sondern soll das ruhig dem Psychologen überlassen. Aber er muß wissen, welchen Wert er einem in sein Fach schlagenden psychologischen Resultat beimessen kann. Dies ist besonders wichtig darum, weil heute manche glauben, daß jeder ein psychologisches Experiment anstellen könne, und sie daher die einfachsten Dinge außer acht lassen. — Ein Resultat kann, um es noch einmal zu wiederholen, i. A. dann als einwandsfrei betrachtet werden, wenn folgende Bedingungen erfüllt sind.

1. Wird behauptet, daß der Mensch sich in Verhältnissen, die in einer bestimmten Weise verschieden sind, auch in gewisser Weise verschieden verhält, so muß unter jedem dieser Verhältnisse — aber unter sonst sich gleichbleibenden Versuchsumständen — eine große Anzahl von Versuchen angestellt worden sein. Aber es genügt, wenn mit einer oder wenigen Versuchspersonen experimentiert worden ist.

2. Wird behauptet, daß verschiedene Klassen von Menschen, z. B. Männer und Frauen, sich in einer bestimmten Beziehung verschieden verhalten, so müssen an vielen Angehörigen jeder dieser Klassen — unter gleichen Versuchsumständen — diesbezügliche Experimente angestellt worden sein. Aber es genügt, wenn mit jeder Person nur ein oder wenige solcher Experimente gemacht worden sind.

Versuchen wir, unsere psychischen Erlebnisse zu analysieren, so können wir in unserem Seelenleben zwei Gruppen von elementaren Funktionen beobachten, intellektuelle Funktionen einerseits, emotionelle und volitionelle andererseits. Beschäftigen wir uns hier zuerst mit den intellektuellen, so sind da zu nennen: Empfinden, Wahrnehmen, Vorstellen, Assoziieren, Urteilen, Denken.

Wir verstehen also, wie schon aus dieser Aufzählung hervorgeht, unter intellektuellen Funktionen alle diejenigen, vermittelst welcher wir die Welt objektiv erkennen, d. h. so, wie eben jeder die Welt erkennen müßte, also wie die Welt auch dann wäre, wenn wir selbst nicht existierten. (Ob dieser Satz erkenntnistheoretisch richtig ist, kann dahingestelt bleiben; es handelt sich hier nur darum, was wir psychologisch bei den intellektuellen Funktionen erleben, und dies ist immer ein „es ist so und so".) Im Gegensatze dazu erleben wir bei den emotionellen und volitionellen Funktionen unsere subjektive Stellungnahme zur Welt; sie sind es daher auch, die unser eigenes Eingreifen in das Weltgetriebe vermitteln.

Als die Grundfunktionen unseres intellektuellen Lebens sind vor den übrigen das Empfinden und das Assoziieren hervorzuheben, insofern als die übrigen Funktionen ohne diese beiden nicht möglich wären. Ebenso sind als die Grundelemente die Empfindungen zu betrachten. Doch unser bewußtes Seelenleben kennt Empfindungen gar nicht; überhaupt entsprechen die psychischen Elemente etwa den Atomen des Physikers, die auch zwar

von niemandem je gesehen wurden, aber doch als allem zugrunde liegend betrachtet werden. Die Empfindungen, die uns bewußt werden, treten immer als Elemente von Wahrnehmungen auf, und wir werden später sehen, wodurch Wahrnehmungen und reine Empfindungen sich voneinander unterscheiden. Es hat jedenfalls einen guten Sinn, die Empfindungen an die Spitze der zu behandelnden Elemente des Seelenlebens zu stellen; denn alle anderen intellektuellen Funktionen außer eben dem Empfinden bestehen darin, daß durch sie das durch die Empfindungen gelieferte Material weiterverarbeitet wird. Das Empfinden allein gibt uns Kunde von der uns umgebenden Welt, von den „Reizen", die unseren Körper treffen. Die Gesetzmäßigkeit der Beziehungen zwischen Reiz und Empfindung aufzudecken, ist Aufgabe einer besonderen Wissenschaft, der Psychophysik, die es also nicht nur mit psychischen Gebilden zu tun hat, also auch nur als ein Anhängsel der Psychologie betrachtet werden kann. Ihre Methoden, von Weber und Fechner begründet, sind außerordentlich fein ausgebildet und eigentlich für die ganze experimentalpsychologische Methodik mustergültig. Wir begnügen uns hier mit einigen wenigen Resultaten der Psychophysik, die für Sie vielleicht von praktischem Nutzen sein können und gleichzeitig die ganze Art dieser Forschung zu charakterisieren geeignet erscheinen.

Das eine Resultat ist das sogen. Purkinjesche Phänomen: Wir können alle Pigmentfarben als zusammengesetzt denken aus Spektralfarben und einer Beimischung von Weiß, Grau oder Schwarz. Wenn wir nun zwei Farben, Blau und Gelb, vor uns haben, denen gleichviel Weiß beigemischt ist, so erscheint das Blau dunkler als das Gelb — bei gewöhnlichem Tageslicht. Wenn aber das Licht, das auf die beiden Farben fällt, geringer wird, so verdunkelt sich das Gelb viel rascher als das Blau; bei einem gewissen Helligkeitsgrade erscheinen beide

Farben gleichhell, und bei weiterer Verdunklung kann das Blau wohl noch erkannt werden, während das Gelb nunmehr als Schwarz erscheint. Dasselbe wie von Blau und Gelb gilt von Grün und Rot. Wenn Sie abends bei einem gewissen Grade der Dämmerung eine Frau mit blauem Rock und grüner Bluse, mit blonden Haaren und einem roten Hute sehen, so erscheinen Ihnen die beiden letztgenannten Farben bereits als Schwarz, wenn Sie die beiden erstgenannten wohl noch erkennen können. Dies kann bei Zeugenaussagen unter Umständen von Belang sein.

Die beiden Hauptprobleme der Psychophysik bestehen in der zahlenmäßigen Fixierung der Tatsachen, daß

1. ein Reiz mindestens eine bestimmte Größe haben muß, um überhaupt eine Empfindung auslösen zu können, und
2. zwei Reize sich mindestens um eine bestimmte Größe unterscheiden müssen, um verschiedene Empfindungen auszulösen.

Eine Annäherung an die hier offenbar vorliegenden Gesetzmäßigkeiten stellt das sogen. Weber-Fechnersche Gesetz dar. Es versucht, einen mathematischen Ausdruck für die Tatsache zu geben, daß z. B. das durch eine Kerze bewirkte Hellerwerden eines Zimmers gar nicht empfunden wird, wenn das Zimmer schon vorher hell beleuchtet war, daß es dagegen um so deutlicher empfunden wird, je größer die Dunkelheit war, die zuvor herrschte.

Überhaupt hängt nicht nur die Stärke, sondern auch die Dauer und die Qualität einer Empfindung sehr wesentlich davon ab, welche Reize das betreffende Sinnesorgan gleichzeitig oder unmittelbar zuvor getroffen haben. Ein Objekt erscheint um so größer, heller, röter usw., je kleiner, dunkler, grüner usw. die Objekte in seiner Umgebung sind (Simultankontrast). Trete ich aus einem hellen Zimmer in ein dunkleres, so kann ich zunächst überhaupt nichts sehen (Sukzessivkontrast). Wenn ich mich aber eine Weile

darin aufhalte, so kann ich schließlich sogar event. darin lesen (Adaptation). Bei allen Aussagen also darüber, ob ein Gesichtsobjekt groß oder klein, hell oder dunkel, gelb oder blau usw., ein Ton oder Geräusch laut oder leise, hoch oder niedrig, lang oder kurz, ein Gewicht leicht oder schwer usw. war oder ist, muß in Betracht gezogen werden, ob nicht durch eine Reihe ähnlicher oder konträr entgegengesetzter Reize eine Art „Einstellung“ erzielt wurde, die dahin wirkt, daß der Charakter des Reizes über- oder unterschätzt wird.

In einem gewissen Sinne bewirkt auch die Gewohnheit Kontrast und Adaptation, mögen auch die entsprechenden physiologischen Vorgänge in den Sinnesorganen und im Zentralorgan, durch die man sie zu erklären versucht, bei der Gewohnheit ganz andere sein. Hält man sich nur an das Phänomen selbst, so unterscheiden Kontrast und Adaptation im eigentlichen Sinne sich von den durch Gewohnheit bedingten analogen Erscheinungen nur dadurch, daß eine Empfindung im ersteren Falle nur durch zeitlich benachbarte Empfindungen, im letzteren Falle durch die Art der sonst gewöhnlich erlebten beeinflußt erscheint. Wer sich gewöhnlich in sehr großen Räumen aufhält, dem kommen sie schließlich gar nicht mehr so groß vor, und kommt er einmal in einen mittelgroßen, so erscheint dieser ihm klein. Wer gewohnt ist, starkgewürzte Speisen zu essen, schmeckt das Gewürz nicht mehr heraus, aber Speisen, die nur etwas schwächer gewürzt sind, erscheinen ihm schon fade.

Bevor wir das Kapitel der Empfindungen verlassen, seien nur noch die verschiedenenen Arten von Empfindungen, die wir kennen, wenigstens aufgezählt: Der Mensch hat Gesichts-, Gehörs-, Geruchs-, Geschmacks-, Tast-, Wärme-, Kälte-, Schmerz-, Gleichgewichts-, Bewegungs-, Schwere-, Organempfindungen. Jede dieser Empfindungsarten wird durch besondere Sinnesorgane vermittelt, die so gebaut

sind, daß sie nur auf Reize bestimmter Art reagieren. So perzipiert das Auge nur Ätherwellen, das Ohr nur Luftwellen von bestimmten Perioden. Treffen andere, nicht „spezifische Reize“ das Sinnesorgan, so werden sie entweder gar nicht oder ebenso wie spezifische Reize empfunden. So löst bekanntlich ein Schlag auf das Auge eine Lichtempfindung aus. Einer solchen subjekiven Lichtempfindung entspricht natürlich keine objektiv vorhandene Lichtquelle. Es ist also selbstverständlich Unsinn, wenn ein Zeuge behauptet, er habe denjenigen, von dem er im Finstern einen Schlag auf das Auge erhielt, bei dem dadurch entstehenden Lichtblitze erkennen können.

Von Anomalitäten der Empfindung dürfte die Farbenblindheit von Bedeutung für den Juristen sein. Man kennt heute schon eine ganze Reihe verschiedener Typen von Farbenblinden und solchen, deren Farbensehen in höherem oder geringerem Grade anders ist als das des normalsichtigen Menschen; die wichtigsten und häufigsten dieser Typen sind

1. die Rot-Grün-Blinden, denen alle Farben des Spektrums von Violett bis Blaugrün blau, von Grün bis Purpurrot gelb erscheinen, und
2. die Totalfarbenblinden, die überhaupt keine Farben unterscheiden können, sondern nur Helligkeitsunterschiede empfinden, denen also die Welt wie eine farblose Photographie erscheint.

Auch einige Blau-Gelb-Blinde sind beobachtet worden.

Die Farbenblinden, besonders die ungebildeten, wissen häufig gar nicht, daß sie farbenblind sind. Sie haben eine so feine Unterschiedsempfindlichkeit für Helligkeitsnuancen erworben, daß sie mit einer gewissen Sicherheit die einzelnen Farben an ihren spezifischen Helligkeiten zu unterscheiden vermögen. Da ferner die Farbenblinden, besonders die Rot-Grün-Blinden gar nicht so sehr selten sind (etwa 2 % aller Menschen sind rotgrünblind), so empfiehlt es sich stets,

wenn es sich um die Angabe von Farben handelt, erst zuzusehen, ob der Betreffende nicht etwa farbenblind ist.

Wir wenden uns nun zu den Vorstellungen. Wenn in einem bestimmten Augenblick ein Reiz eines meiner Sinnesorgane trifft, so haben wir zunächst eine Empfindung. Aber die Wirkungen des Reizes dauern nicht nur so lange wie die Einwirkung des Reizes; an die unmittelbare Empfindung schließt sich eine sogen. Nachempfindung an. Solche Nachempfindungen sind z. B. auf dem Gebiete des Gesichtssinnes die positiven und die negativen Nachbilder. Aber auch abgesehen von diesen Nachempfindungen kommt und geht eine Empfindung nicht, ohne mehr oder weniger dauernde Spuren von sich im Bewußtsein zu hinterlassen. Solche dauernde Spuren, die nicht mehr als unmittelbare Folgen der Reizwirkung zu betrachten sind, nennen wir Vorstellungen, diese Eigenschaft unseres Bewußtseins, solche Spuren aufzustapeln, Gedächtnis. Jede einfache Vorstellung entspricht einer bestimmten Empfindung eines Sinnesgebietes, jeder Vorstellungskomplex, z. B. die Vorstellung von einem Hause, einem bestimmten Empfindungskomplex. Ebenso nämlich, wie gewisse räumlich und zeitlich benachbarte Empfindungsinhalte zu Einheiten, zu Dingen zusammengefaßt werden, geschieht dies mit den entsprechenden Vorstellungsinhalten, und ebensowenig, wie es einfache Empfindungen in unserem Bewußtsein gibt, lassen sich durch Selbstbeobachtung einfache Vorstellungen im Bewußtsein nachweisen. Auch die einfachen Vorstellungen sind nur hypothetische Elemente unseres Seelenlebens, nur Produkte der wissenschaftlichen Analyse. — Jede Vorstellung stimmt im großen ganzen mit der ihr entsprechenden Empfindung ihrem Inhalte nach überein, dem Wesen nach sind beide völlig verschieden, so verschieden, daß normaliter niemals Empfindungen und Vorstellungen von uns verwechselt werden. Berechtigtem Widerspruch begegnet daher die Ansicht, nach der die

Vorstellungen sich nur dadurch von den Empfindungen unterscheiden, daß sie schwächer sind und nicht durch einen *äußeren* Reiz ausgelöst werden. Wäre das der Fall, d. h. wären die Vorgänge ihrem eigentlichen Wesen nach völlig gleich, so würden wir auch im normalen Seelenleben unendlich viel öfter Empfindungen und Vorstellungen miteinander verwechseln, d. h. Halluzinationen haben.

Die Vorstellungen sind i. A. blasser, lückenhafter, unbestimmter und veränderlicher als die Empfindungen, und zwar haben sie diese Eigenschaften in um so höherem Grade, je mehr Zeit seit der letzten entsprechenden Empfindung verflossen ist. Wenn ich also jemanden zur Reproduktion eines Erlebnisses und zur Aussage darüber veranlasse, so wird diese i. A. um so weniger glaubwürdig ausfallen, je längere Zeit seit dem Erlebnisse verflossen ist. Die Vorstellungen sind aber nicht nur und auch nicht immer schwächer als die Empfindungen; denn man kann nicht sagen, daß die stärksten Vorstellungen etwa noch schwächer wären als die schwächsten Empfindungen. Mißt man die Stärke eines psychischen Erlebnisses daran, in welchem Grade es das Bewußtsein in Anspruch nimmt — und ein anderer Maßstab dürfte sich kaum finden lassen —, so hat es jeder schon selbst erlebt, daß Vorstellungen unter Umständen stärker sein können als Empfindungen: Wenn man angestrengt an etwas denkt, so „überhört" man leicht irgend welche Geräusche.

Die Lebhaftigkeit der Vorstellungen ist auch bei verschiedenen Menschen sehr verschieden; auch bei einem und demselben Menschen sind nicht alle Vorstellungen gleich lebhaft. Man kann geradezu danach, welche Arten von Vorstellungen überwiegend und besonders lebhaft sind, verschiedene Typen der Menschen unterscheiden:

1. die visuellen,
2. die auditiven und
3. die motorischen,

je nachdem die Gesichts-, die Gehörs- oder die Bewegungsvorstellungen überwiegen bezw. die lebhaftesten sind. Schon die beiden letztgenannten Typen kommen allerdings fast nie rein vor, und man unterscheidet wohl besser nur visuelle und auditiv-motorische. Überhaupt sind natürlich auch die Mischtypen sehr häufig; ferner gibt es Menschen, die auf gewissen Gebieten auditiv-motorisch veranlagt sind, die z. B. am besten laut auswendig lernen können, die sich aber z. B. Hausnummern und dergl. visuell merken.

Im Halbschlafe und im Traum, wenn äußere Reize fast völlig fehlen und Empfindungen nicht zum Bewußtsein kommen, kann das Vorstellungsleben völlig überhand nehmen. Die Unterschiede zwischen Vorstellung und Empfindungen werden dann nahezu verwischt, die Vorstellungen werden so empfindungsähnlich, daß sie wie Empfindungen wirken; ein Grund dafür, daß man so im Schlafe auch vor den unmöglichsten Gebilden erschrecken kann, ist das Fehlen einer objektiven Kritik. Auch in pathologischen Zuständen kommt es vor, daß Vorstellungen für Empfindungen gehalten werden; man spricht dann von Halluzinationen.

Die Vorstellungen sind ferner i. A. von geringerer Dauer als Empfindungen. Auch dies allerdings läßt sich nicht völlig allgemein sagen; denn wir wissen ja, wie wir häufig Vorstellungen, z. B. die einer Melodie, durchaus nicht „loswerden“ können.

Gewöhnlich können wir auch an einem Vorstellungskomplex nicht so viele Einzelheiten unterscheiden wie an einem Empfindungskomplex. Wenn jemand sich ein Haus vorstellen soll und dann gefragt wird, wieviel Fenster das vorgestellte Haus hatte, welche Farbe es hatte usw., so wird er sicher häufiger darauf nicht leicht eine Antwort geben können. — Diese Tatsache, daß unsere Vorstellungen lückenhaft sind, ist eine außerordentlich wichtige und besonders für den Juristen höchst wissenswerte; denn sie

ist eine Bedingung dafür, daß jeder von uns mehr oder weniger suggestibel ist, d. h. es besteht die Möglichkeit, daß einer dem anderen behilflich ist, die Lücken in seinen Vorstellungskomplexen zu ergänzen. Der Mensch, der sich ein Haus vorgestellt hat, wird, wie eben gesagt, im allgemeinen nicht wissen, ob das vorgestellte Haus ein zwei-, drei- oder mehrstöckiges war; wenn er aber dann gefragt wird: „das Haus war doch zweistöckig?“ so kann sofort die Vorstellung des zweistöckigen Hauses in ihm auftauchen, und er kann nun bona fide „ja“ antworten.

Erleichtert wird die Möglichkeit einer suggestiven Einwirkung durch eine weitere Eigentümlichkeit der Vorstellungen: Wenn wir längere Zeit uns etwas vorstellen, so bleibt der Inhalt dieses Vorstellungskomplexes nicht konstant; fortwährend ändern sich Teile des Inhalts. Wenn ich mir einen Baum vorstelle, so kann ich bald an eine Eiche, bald an eine Palme, bald an einen Baum, den ich gestern, bald an einen, den ich vor einem Jahre gesehen habe, bald an einen in der Schweiz, bald an einen in Italien denken. Welche dieser verschiedenen Möglichkeiten ich in dem betr. Momente gerade bevorzuge, hängt teilweise ab von den sonstigen gleichzeitigen oder unmittelbar vorhergehenden Bewußtseinsinhalten. Auch darin liegt, wie gesagt, eine Bedingung unserer Suggestibilität. Wenn ich mir ein Haus längere Zeit vorstelle, so kommt es vor, daß dieses nicht, wie vorher gesagt, eine unbestimmte Anzahl von Stockwerken hat, sondern daß es bald zwei, bald drei, bald vier Stockwerke zu haben scheint. Werde ich nun gefragt, ob das Haus nicht zweistöckig war, so wird von den verschiedenen Hausvorstellungen, die ich hatte, die des zweistöckigen Hauses verstärkt; sie bringt die anderen Hausvorstellungen zum Schwinden, und wiederum kann ich mit gutem Gewissen „ja“ antworten. Ja, sogar wenn vorher die Vorstellung von einem dreistöckigen Hause die stärkere war, kann diese durch die Frage ver-

wischt und durch die Vorstellung von einem zweistöckigen ersetzt werden. — Auch Fragen, die so geschickt formuliert sind, daß sie nicht eine oder die andere der bestehenden Vorstellungen verstärken oder eine Lücke des Vorstellungskomplexes ausfüllen oder gar andeuten, wie der Fragende selbst die Sache sich vorstellt, tragen eine Tendenz zur Verfälschung des Erinnerungsbildes insofern in sich, als sie den Befragten auf eine Lücke oder eine Unklarheit in seiner Vorstellung aufmerksam machen können, die er nun irgendwie auszufüllen trachtet, bezw. die er dadurch, daß er einer bestimmten Vorstellung den Vorzug gibt, zu beseitigen bestrebt ist. Häufig geschieht dies dadurch, daß dem vorgestellten Objekt eine Eigenschaft beigelegt wird, die ein solches Objekt im allgemeinen zu haben pflegt. Wenn jemandem eine blau angestrichene Wiege gezeigt wird und er dann später einmal aufgefordert wird, sich die Wiege vorzustellen und ihre Farbe anzugeben, so wird mit großer Wahrscheinlichkeit die Antwort „braun“ oder „gelb“ erfolgen, weil eben gewöhnlich Möbelstücke braun oder gelb gefärbt sind. Es liegt in der Natur der Sache, daß wir uns dem Einflusse der Suggestion um so mehr hingeben, je mehr wir von dem besseren Wissen desjenigen, von dem die Suggestion ausgeht, überzeugt sind, bezw. je weniger wir unserem eigenen Wissen gegenüber dem des anderen Vertrauen schenken. Daher sind einerseits Ungebildete suggestibler als Gebildete, Kinder suggestibler als Erwachsene, andererseits „Autoritäten“ suggestiver als gewöhnliche Sterbliche.

Da selbstverständlich nicht nur Richtiges, sondern auch Falsches suggeriert werden kann, so wird man i. A. Aussagen, die spontan erfolgten, die also nur das enthalten, was von dem Vorgestellten deutlich war, mehr Glauben schenken können, als solchen, die erst durch Fragen oder gar durch Suggestivfragen gewissermaßen erzwungen werden mußten.

Wenn im vorigen gesagt war, die Existenz einer Vorstellung habe immer zur Voraussetzung, daß vorher etwas ihr Inhaltsgleiches empfunden worden ist, so gilt dies von den Vorstellungs*komplexen* nur mit einer gewissen Einschränkung. Zwar könnte ich mir niemals „rot“ vorstellen, wenn ich nicht zuvor einmal eine Rotempfindung gehabt habe. Sehr wohl aber kann ich mir jemanden, den ich bisher immer nur in einem blauen Kleide gesehen habe, nun in einem roten vorstellen; d. h. das Bewußtsein hat eine gewisse, ziemlich große Freiheit in der Art und Weise, wie es seine Vorstellungsinhalte zu Einheiten zusammenfaßt. Auf dieser Kombinationsfähigkeit des Bewußtseins beruht jede, auch die künstlerische Phantasietätigkeit. Wenn Boecklin auf seinem Bilde „Schweigen im Walde“ ein Einhorn darstellt, so hat er ein solches zwar sicher nie gesehen, aber jede Einzelheit der Bestandteile des Bildes muß er vorher einmal empfunden haben. Phantasievoll ist der Mensch, der die Fähigkeit besitzt, seine Einzelvorstellungen zu neuen, nie erfahrenen und vielleicht auch nicht erfahrbaren Komplexen zu kombinieren. Der Künstler besitzt ferner die Fähigkeit, die Produkte seiner Phantasietätigkeit auch anderen Menschen zugänglich zu machen.

Diese eben besprochene Tätigkeit des Bewußtseins, Einzelvorstellungen zu Komplexen zu vereinigen, ist bereits als eine Assoziationstätigkeit zu bezeichnen. Der Satz „eine Vorstellung ist mit einer andern assoziiert“, soll besagen: wenn die eine Vorstellung in einem Augenblick irgend welche Rolle im Bewußtsein spielt, so besteht eine Tendenz, die andere zu reproduzieren, d. h. bewußt werden zu lassen. Je fester zwei Vorstellungen miteinander assoziiert sind, in desto höherem Grade besteht diese Tendenz, die so geradezu einen gewissen Maßstab für die Festigkeit der Assoziation darbietet.

Am festesten nun sind diejenigen Vorstellungen miteinander assoziiert, welche die verschiedenen Eigenschaften

eines Objektes ausmachen, z. B. die Farbe einer Rose und ihr Geruch. Besser ist es, vielmehr umgekehrt zu sagen, daß die Vorstellung von einem Objekt, eine Dingvorstellung, geradezu darauf beruht, daß die Einzelvorstellungen, deren entsprechende Empfindungsinhalte räumlich zusammen und zeitlich zugleich auftreten, sich so fest miteinander assoziieren, daß eine ohne die andere gar nicht mehr vorstellbar, denkbar ist. Eine Dingvorstellung ist also zu betrachten als ein Komplex von Einzelvorstellungen, der so fest ist, daß er uns gar nicht mehr den Eindruck eines Komplexes macht. Wir vergessen ganz, daß das, was wir die Vorstellung von einer Rose nennen, nur ein Komplex von Einzelvorstellungen ist. So kommen wir dazu, der Rose Eigenschaften beizulegen, die eigentlich selbst schon teilweise die Vorstellung „Rose" ausmachen. Wir fingieren eine Substanz, der erst wiederum die einzelnen Eigenschaften anhaften, während ja eigentlich die Substanz nur aus der Summe ihrer Modi besteht. Nur weil diese uns nicht immer sämtlich bewußt sind, können wir einen Satz aussprechen, wie: „die Rose riecht"; in diesem Augenblick müssen wir den Geruch als etwas vorgestellt haben, was nicht unbedingt zu der Rose gehört. Dabei ist nur zu beachten, daß wie allenthalben im psychischen Leben, so auch hier der Komplex nicht als bloße Summe der Einzelvorstellungen aufzufassen ist, sondern mit der innigen Assoziation gleichzeitig etwas qualitativ Neues auftritt, das bei einer Analyse dann notwendig unbeachtet bleibt. Dies gilt auch von dem vielleicht für unser psychisches Leben wichtigsten Komplex, der Ichvorstellung, die auch einerseits als Summe der gegenwärtigen und vergangenen Erlebnisse und ihrer assoziativen Verknüpfungen aufgefaßt werden kann, aber andererseits qualitativ mit andern solchen Komplexen gar nicht zu vergleichen ist.

Nicht nur die Einzelvorstellungen, welche die Eigenschaften eines Objektes ausmachen, werden zu einer

Komplexvorstellung vereinigt, sondern es werden z. B. auch die Einzelheiten eines Bildes, einer Geschichte, eines in sich zusammenhängenden Vorganges zu Einheiten zusammengefaßt, d. h. so fest miteinander assoziiert, daß jede in hohem Grade die Tendenz hat, die andere zur Reproduktion zu bringen.

Man mißt den Grad dieser Reproduktionstendenz, d. i. den Grad der Festigkeit der Assoziation zwischen den Vorstellungen a und b

1. an der Häufigkeit, mit der b von a zur Reproduktion gebracht wird,

2. an der Schnelligkeit dieser Reproduktion, der sogen. Reproduktionszeit.

Wenn zwei Vorstellungen a b miteinander assoziiert sind, so kann b nicht nur durch die Vorstellung a, sondern auch durch die dieser Vorstellung entsprechende Empfindung und ferner durch eine der Vorstellung a ähnliche Vorstellung oder Empfindung zur Reproduktion gebracht werden. — Man kann also das Assoziationsgesetz ganz allgemein so formulieren: Wenn zwei Empfindungen a und b zugleich oder wenigstens zeitlich nahe benachbart aufgetreten sind, so hat die Empfindung a und jede ihr ähnliche sowie die ihr entsprechende Vorstellung und jede ihr ähnliche später die Tendenz, die der Empfindung b entsprechende Vorstellung bewußt werden zu lassen.

Sehe ich also eine Rose, d. h. habe ich gewisse in bestimmter Weise räumlich geordnete Farbenempfindungen, so sind mit diesen Empfindungen das Wort „Rose", die Geruchs- und die Tastvorstellung der Rose so fest assoziiert, daß sie ohne weiteres zur Reproduktion gebracht werden. Einen solchen Komplex, bestehend aus einer Empfindung und den durch sie unmittelbar reproduzierten Vorstellungen, nennt man eine Wahrnehmung. Darin liegt die Erklärung für das früher Gesagte, nämlich, daß uns eine Empfindung als solche niemals zum Bewußtsein kommt, ja, daß es reine

Empfindungen überhaupt nur für den die Bewußtseinsvorgänge analysierenden Psychologen gibt. Was uns, durch äußere Reize angeregt, wirklich bewußt wird, sind immer Wahrnehmungen.

Wir wollen an dieser Stelle ein paar Worte einschalten über das unbewußte psychische Leben. Es ist nämlich in hohem Grade wahrscheinlich, daß auch solche Empfindungen, die gar nicht zu Wahrnehmungen werden, die also unbewußt verlaufen, ihre Spuren im psychischen Leben hinterlassen. Ja, es ist der Gedanke ausgesprochen worden (von Bleuler), daß es für den Effekt eines psychischen Vorkommnisses so gut wie gleichgültig ist, ob es bewußt wird oder nicht. Man hat versucht, das Bewußtwerden eines Vorkommnisses einfach dadurch zu erklären, daß es in den Bereich des Ichkomplexes gezogen, mit ihm assoziiert wird. Nun kann event. eine solche Assoziation nachträglich vollzogen und dadurch eine bewußte Erinnerung an eine unbewußt gebliebene Empfindung erzielt werden. Aber auch immer unbewußt bleibende Vorstellungen können doch event. in unserem Seelenleben irgendwie eine Rolle spielen, sei es, daß sie den Ablauf anderer assoziativer Prozesse hemmen, sei es, daß sie irgendwie konstellierend wirken (z. B. mittelbare Assoziation bei unbewußt bleibenden Mittelgliedern). Nur ganz kurz sei angedeutet, daß die Freudsche Schule auf diesem Wege zu einer Erklärung der Hysterie gekommen zu sein glaubt. Nach dieser Meinung beruht die hysterische Erkrankung darauf, daß besonders stark gefühlsbetonte Komplexe abgesondert vom Ichkomplex ein besonderes Dasein führen. — Die Fälle von sogen. Spaltung der Persönlichkeit sind wohl jedenfalls so zu erklären, daß sich hier eben mit der Zeit zwei oder mehrere isolierte Ichkomplexe gebildet haben. Daß das Bewußtwerden der Erlebnisse keineswegs für die Existenz des erlebenden Individuums unbedingt notwendig ist, zeigen die sogen. Dämmerzustände der Epileptiker. Es kommt nicht selten

vor, daß ein Epileptiker eines Tages verschwindet und vielleicht erst nach Monaten wieder auftaucht, oft, ohne wesentlichen Schaden genommen zu haben, aber auch ohne eine Spur von Erinnerung an das, was er in der Zwischenzeit erlebt hat. Ich erwähne dies hier besonders deshalb, weil es vielleicht wichtig für die Psychologie der Landstreicher ist.

Wir haben also gesehen, daß die Empfindungen, indem sie bereits vorhandene Vorstellungen zur Reproduktion bringen, zu Wahrnehmungen werden. Nun ist diese Ergänzung der Empfindungen durch Vorstellungen nicht immer eine richtige. Sehe ich in der Dämmerung ein ungefähr $1^1/_2$ m hohes dunkles Etwas, so ergänze ich diese Empfindung vielleicht durch Vorstellungen, die ich sonst noch von einem Menschen habe, während das Etwas in Wirklichkeit ein Baum ist, d. h. ich habe meine Empfindungen falsch gedeutet. Ein solches falsches Deuten von tatsächlich vorhandenen Empfindungsinhalten nennt man eine Illusion.

Solche Illusionen und ebenso halluzinationsartige Sinnestäuschungen können auch durch Suggestionen erzeugt werden; insbesondere spielt die Erwartungssuggestion eine große Rolle. Wenn ich das Eintreten eines bestimmten Ereignisses, vielleicht eines schwachen Geräusches, mit angespannter Aufmerksamkeit erwarte oder auf den Eintritt dieses Ereignisses „eingestellt“ bin, so glaube ich oft, es schon dann wahrzunehmen, wenn es objektiv noch gar nicht vorhanden ist, oder ich nehme es eben in der erwarteten Weise wahr, während es sich objektiv etwas anders verhält. Ähnlich wie die gewöhnliche Suggestion, nur viel stärker, wirkt die hypnotische Suggestion. Überhaupt ist die Hypnose als ein Zustand aufzufassen, der eben dadurch charakterisiert ist, daß Suggestionen in ihm besonders leicht gelingen. Die in der Hypnose gegebenen Suggestionen wirken nicht nur so lange, wie die Hypnose andauert, sondern können sich auch — als sogen. post-

hypnotische Suggestionen — noch in den Wachzustand hinein erstrecken. Sie können unter Umständen zu strafbaren Handlungen führen oder auch sonst von krimineller Bedeutung werden; besonderes Interesse verdienen hier die negativen Suggestionen, durch die event. erreicht werden kann, daß bestimmte Reize, z. B. die von gewissen Personen ausgehenden Sinneseindrücke, nicht zu Wahrnehmungen verarbeitet werden, daß diese Personen also unbemerkt bleiben.

Zur Ergänzung der Empfindungen werden natürlich vorzugsweise solche Vorstellungen herangezogen, die am festesten mit den betr. Empfindungen assoziiert sind. Daher täuschen wir uns am häufigsten über Dinge, die uns noch neu sind, indem wir sie eben fälschlich zu den altgewohnten Vorstellungen in Beziehung setzen.

Diese Eigenschaft der Empfindungen, daß sie, um von uns „wahrgenommen" zu werden, erst noch Vorstellungen zur Reproduktion bringen, also zu Wahrnehmungen werden müssen, hat nicht nur eine Bereicherung unseres Bewußtseins zur Folge. Vielmehr gehen eben durch diese Eigenschaft eine große Zahl der vielen gleichzeitig auf uns einstürmenden Reize mehr oder weniger spurlos an uns vorüber, nämlich alle diejenigen, die zu dem gegenwärtigen Bewußtseinsinhalte, also zu dem jeweiligen Vorstellungsschatze keine Beziehung haben. Empfindungsinhalte, die noch nicht fest genug mit zugehörigen Vorstellungen assoziiert sind, werden also häufig nicht wahrgenommen. Auch an einem Empfindungs*komplex* werden aus diesem Grunde fast immer gewisse Einzelheiten übersehen und bleiben unbemerkt. In mancher Beziehung ist diese Eigentümlichkeit unseres Wahrnehmens eine sehr zweckmäßige. Der Empfindungskomplex erscheint durch die hinzureproduzierten Vorstellungen geordneter und gegliederter, indem die interessanten Einzelheiten — das sind eben die mit mannigfachen Vorstellungen asso-

ziierten — vor den übrigen, die mehr oder weniger unbemerkt bleiben, hervortreten und der Komplex z. B. durch eine reproduzierte Wortvorstellung in ein höheres Ganze eingeordnet erscheint. Andererseits ist zu bedenken, daß eben, wie gesagt, bei jeder Wahrnehmung Einzelheiten übersehen werden, daß also in jeder Wahrnehmung mannigfache Fehlerquellen enthalten sind. Um so mehr wird also das der Wahrnehmung entsprechende Erinnerungsbild und die ein solches beschreibende Aussage lückenhaft und fehlerhaft sein.

Das Problem des Wahrnehmens hängt eng mit dem der Aufmerksamkeit zusammen. Da das Bewußtsein in jedem Zeitmomente nur Raum für einige wenige psychische Vorgänge hat — eine Tatsache, die man „Enge des Bewußtseins" nennt —, so muß unter den vielen Gelegenheiten, die sich ihm gleichzeitig zur Betätigung bieten, eine Auswahl getroffen werden. Wir nehmen nur die Dinge wahr, auf die wir unsere Aufmerksamkeit richten, oder besser, die unsere Aufmerksamkeit auf sich richten. Alles übrige bleibt bloße Empfindung, d. h. wir werden uns seiner überhaupt nicht bewußt. Unsere Aufmerksamkeit nun wird gelenkt:

1. auf Eindrücke, die so intensiv sind, daß sie uns geradezu zwingen, sie zu beachten;

2. eben auf solche Reize bezw. auf solche Einzelheiten eines Reizkomplexes, die ausgedehnte Vorstellungsreihen in uns zur Reproduktion bringen, sei es, daß dies darum geschieht, weil die betr. Empfindungsinhalte uns auffallend n e u erscheinen, uns also die Aufgabe stellen, sie in unsere bisherigen Erfahrungen einzuordnen; sei es auch, weil sie uns umgekehrt b e k a n n t vorkommen. Damit hängt es auch zusammen, daß Visuelle mehr auf optische, Auditive mehr auf akustische Eindrücke achten und an einem Empfindungskomplex die optischen bezw. akustisch-motorischen Elemente bevorzugen. Es ist schwer zu

sagen, ob der Visuelle sich Gesichtseindrücke besonders gut merkt, weil er speziell auf sie achtet, oder ob er sie darum besonders beachtet, weil sie ihm am vertrautesten sind. Jedenfalls hängen diese Dinge eng zusammen, und man spricht deswegen von „Anschauungs- und Gedächtnistypen“. Von hohem praktischen Werte kann die Kenntnis des Anschauungs- und Gedächtnistypus einer Person für den Juristen unter Umständen sein:

1. Weil man mit einer gewissen Sicherheit vermuten kann, daß z. B. ein Auditiv-Motorischer, wenn er nicht aus besonderen Gründen seine Aufmerksamkeit speziell auf sie richtet, optische Eindrücke unbeachtet läßt und sie, wenn er sie überhaupt wahrnimmt, rasch wieder vergißt oder wenigstens nur unvollkommen wieder reproduzieren kann.

2. Weil ein Auditiv-Motorischer sehr kurz dauernde optische Reize überhaupt wahrzunehmen nicht imstande ist; dabei kann seine Sehschärfe durchaus normal sein.

Es gibt eine ganze Anzahl von Methoden, mit denen man den Typus eines Menschen feststellen kann; einige dieser Methoden sind außerordentlich einfach und erfordern keinerlei maschinelle Vorrichtungen, sind also jederzeit von einem psychologischen Sachverständigen leicht anzuwenden.

Neben dem obengenannten Assoziationsgesetze der Kontiguität (der räumlichen oder zeitlichen Berührung) erkennen viele Psychologen noch das Gesetz der Ähnlichkeit und das des Kontrastes als besondere Assoziationsgesetze an. Beide werden jedoch von vielen anderen auf das Gesetz der Kontiguität zurückgeführt. Wie immer es sich mit der Möglichkeit dieser Zurückführung verhalten mag, sicher ist, daß ähnliche Vorstellungen sehr häufig miteinander assoziiert sind. Diese Tatsache ist für unser Seelenleben von größter Bedeutung, indem sie nämlich die Voraussetzung für die Begriffsbildung ist. Träten nicht

ähnliche Vorstellungen in so nahe Beziehungen zueinander, so wäre die Welt für uns ein unübersehbares Chaos von lauter Einzelerscheinungen, die nichts miteinander zu tun haben; unser ganzes Denken, unsere Sprache wären unmöglich. Daß dem nicht so ist, verdanken wir der Ähnlichkeitsassoziation. Wenn ich nun eine Empfindung habe, so treten sofort auch Vorstellungen a‘ a“ a‘“ . . . in mir auf, die mit a eine gewisse Ähnlichkeit haben. Und zwar treten die Eigenschaften, die a mit a‘, a“ gemein hat, in meinem Bewußtsein besonders hervor, verstärken sich gegenseitig und hinterlassen somit auch länger Spuren in meinem Bewußtsein, während die nichtidentischen Eigenschaften sich gegenseitig verwischen. Die identischen Bestandteile ähnlicher Vorstellungen verdichten sich schließlich in meinem Bewußtsein zu einer Allgemeinvorstellung, einem Begriff, zu dem nun jede neue gleichartige Wahrnehmung in Beziehung gesetzt und so mühelos in einen größeren Zusammenhang eingeordnet wird. Die Begriffsbildung wird noch dadurch erleichtert, daß ähnliche Vorstellungen alle mit derselben Wortvorstellung assoziiert sein können, und nun häufig das rechte Wort sich einstellt, wenn auch der Begriff noch fehlt.

Denken ohne Begriffsbildung, also ohne Ähnlichkeitsassoziation, wäre nicht möglich. Aber man darf nun nicht auch umgekehrt sagen, daß Denken nichts weiter ist als Assoziieren. Vielmehr ist es eine ganz besondere Art des Assoziierens, nämlich ein solches, bei dem nicht alle Vorstellungen gleichwertig sind, sondern bei dem eine „Obervorstellung“ gewissermaßen dauernd über dem Ganzen schwebt und sämtliche Assoziationen beherrscht.

Auch der Gedanke wird so, obwohl er auf Assoziation beruht, zu etwas qualitativ Neuem. Dadurch, daß in dem assoziativen Prozeß, den wir als Denken bezeichnen, eine Vorstellung im „Blickpunkte“ des Bewußtseins festgehalten wird, also durch Intensität oder sonstwie vor den

andern ausgezeichnet ist, unterscheidet sich der Prozeß des Denkens nicht nur irgendwie quantitativ, sondern prinzipiell und qualitativ von dem gewöhnlichen Assoziieren.

Wenn vorher gesagt worden ist, daß die Vorstellungen um so blasser, lückenhafter, unbestimmter und veränderlicher werden, je mehr Zeit zwischen ihrer Reproduktion und der letzten entsprechenden Empfindung oder Vorstellung verflossen ist, so gilt Ähnliches auch von der Verknüpfung der Vorstellungen miteinander, von den Assoziationen. Eine Assoziation zwischen zwei Vorstellungen ist um so lockerer, je längere Zeit vergangen ist, seitdem diese beiden Vorstellungen bezw. die ihnen entsprechenden Empfindungen einmal zeitlich benachbart im Bewußtsein auftraten.

Außer dieser Gesetzmäßigkeit des Gedächtnisses sind in den letzten 20 Jahren noch eine ganze Reihe weiterer sehr interessanter Resultate über Lernen, Behalten und Vergessen gefunden worden, auf die aber hier nicht näher eingegangen werden kann.

Damit glaube ich, die wichtigsten Tatsachen der intellektuellen Seite unseres Seelenlebens wenigstens kurz charakterisiert zu haben. Wir werden uns in meinem nächsten Vortrage mit den emotionellen und volitionellen Funktionen zu beschäftigen haben.

Die Welt und was in ihr vorgeht wären uns völlig gleichgültig, wenn unser Seelenleben nur aus den bisher besprochenen Elementen, bloß aus Empfindungen und Vorstellungen, zusammengesetzt wäre; sie wird uns interessant und veranlaßt uns, selbsttätig in ihr Getriebe einzugreifen, dadurch, daß unsere Empfindungen und Vorstellungen gefühlsbetont, dadurch, daß unsere Erlebnisse großenteils lust- oder unlustvolle sind. Wir kommen damit zu den emotionellen Funktionen unseres Seelenlebens. Sie treten niemals isoliert auf, sondern nur in Verbindung mit den intellektuellen. Es gibt zwar indifferente Empfindungen und Vorstellungen, aber keine selbständigen Lust- und Unlustgefühle. Auch wenn diese Gefühle in dauernde „Gefühlslagen" oder Stimmungen übergehen, äußert sich dies nur dadurch, daß nun eben alle Empfindungen und Vorstellungen mit einem Lust- bezw. Unlusttone versehen werden, oder eben vorwiegend solche Empfindungen zu Wahrnehmungen werden und solche Vorstellungen reproduziert werden, die in die betreffende Gefühlslage hineinpassen. Während die Empfindungen und Vorstellungen objektiven Charakter haben, sind die Gefühle durchaus subjektiven Charakters. Die Empfindungen und Vorstellungen geben uns ein Bild von der Beschaffenheit der Außenwelt, die Gefühle bedeuten unsere Stellungnahme zu unseren Erlebnissen.

Wundt und seine Schüler bezeichnen außer Lust und Unlust noch Erregung und Beruhigung sowie Spannung und Lösung als besondere Klasse von Gefühlen. Anderen

Psychologen jedoch erscheint das Eigenartige dieser letzteren vier Arten von psychischen Zuständen nicht durch spezifische Gefühle, sondern durch charakteristische Empfindungen und Vorstellungen bedingt zu sein.

I. A. sind diejenigen Empfindungen lustvoll für uns, die im Moment ihres Auftretens das betr. Organ in einer ihm angemessenen Weise in Anspruch nehmen, unlustvoll dagegen diejenigen, die im Momente ihres Auftretens das betr. Organ zu stark oder zu schwach, kurz in unangemessener Weise, in Tätigkeit versetzen. Man muß sagen: „im Momente ihres Auftretens"; denn sehr wohl kann ein Reiz, der als solcher lustvoll ist, durch seine späteren Wirkungen eine Schädigung für den Organismus mit sich bringen, dasselbe gilt umgekehrt von den unangenehmen Reizen: es gibt widerlichschmeckende Arzneien und wohlschmeckende Gifte.

Ähnlich wie der Gefühlston der Empfindungen läßt sich derjenige der Vorstellungen und der Verbindungen von Vorstellungen miteinander und mit den Empfindungen, derjenige der Assoziationen erklären. Zu dem Gefühlston der Assoziationen ist noch zu bemerken, daß er nicht notwendig derselbe zu sein braucht wie derjenige der assoziierten Elemente.

Die Gefühle sind mit den Empfindungen, Vorstellungen und Assoziationen nicht so untrennbar fest verbunden, daß etwa eine Empfindung, die mir einmal angenehm war, nun auch immer und unter allen Umständen lustbetont für mich ist. Ich trinke Wasser i. A. ungern, oder sein Geschmack ist wenigstens für mich indifferent; wenn ich aber im Sommer einen starken Marsch hinter mir habe, so gibts es doch nichts Lustvolleres als einen Trunk frischen Wassers.

In der Tatsache, daß die Gefühle mit den anderen psychischen Elementen nur so locker verbunden sind, ist die Möglichkeit dafür enthalten, daß auch Gefühle suggerierbar sind. Man kann jemandem einreden, daß eine Speise, die

ihm gar nicht schmeckt, ja allen anderen Menschen sehr gut munde, also ihm doch auch schmecken müsse. Der große Genuß, mit dem für viele das Tabakrauchen verbunden ist, ist wohl auch nichts weiter als die Wirkung einer starken Suggestion; bei der ersten Zigarre hat sicher keiner besondere Lustgefühle verspürt, aber das Beispiel der anderen, die Mode hat ihn dann doch davon überzeugt, daß das Rauchen ein Vergnügen ist; und so ist es denn eben schließlich wirklich ein Vergnügen für ihn geworden.

Eine noch ungelöste Streitfrage ist es, ob es ein Gedächtnis für Gefühle gibt, d. h. ob es Gefühlsnachwirkungen gibt, die zu den Gefühlen in demselben Verhältnis stehen, wie die Vorstellungen zu den Empfindungen. Manche glauben dies, behaupten also, man könne sich das Gefühl, das man einst einmal bei einer bestimmten Empfindung gehabt habe, vorstellen, ohne daß nun bei der Vorstellung auch wirklich dasselbe Gefühl noch einmal auftritt, ja man könne sogar außer der reproduzierten Gefühlsvorstellung noch ein mit der Vorstellung verbundenes Gefühl haben und nun das Gefühl mit der Gefühlsvorstellung vergleichen. Die Gefühlsvorstellungen — wenn es welche gibt — führen insofern irre, als wir glauben, daß ein Erlebnis seinerzeit lustvoller für uns gewesen ist, als es wirklich war. Auf diesem „Erinnerungsoptimismus“ beruht wohl die Tatsache, daß wir vermeintlich an lustvolle Erlebnisse uns besser zu erinnern vermögen als an unlustvolle — nicht darauf, daß wir für unlustvolle wirklich ein schlechteres Gedächtnis haben. — Steht man auf dem Standpunkte, daß es Gefühlsvorstellungen nicht gibt, sondern daß nur, wenn wir eine Vorstellung reproduzieren, diese selbst häufig gefühlsbetont ist, so ist der „Erinnerungsoptimismus“ so zu erklären, daß die Vorstellungen i. A. weniger unlustbetont, bezw. lustbetonter sind, als die entsprechenden Wahrnehmungen.

Ob wir nun ein Gedächtnis für Gefühle besitzen oder nicht — jedenfalls spielen die Gefühle für unser Gedächtnis dadurch eine wichtige Rolle, daß der Grad der Gefühlsbetontheit einer Wahrnehmung sehr ausschlaggebend dafür ist, ob und wie lange diese selbst in unserm Gedächtnis haftet. Wir haben schon oben gesehen, welche Rolle die Aufmerksamkeit für das Gedächtnis spielt: nur daran vermögen wir uns einigermaßen sicher zu erinnern, was wir mit Aufmerksamkeit wahrgenommen haben. Nun richtet sich aber unsere Aufmerksamkeit nicht nur, wie oben gesagt, auf besonders starke und besonders interessante Eindrücke, sondern auch auf besonders lust- und unlustvolle. Gefühlsbetonte Eindrücke haften daher auch länger und fester in unserem Gedächtnis als Wahrnehmungen, die uns völlig gleichgültig lassen.

Gewisse enge Komplexe von Gefühlen und Empfindungen speziell von Organ- und Muskel- bezw. Gelenkempfindungen, die dadurch charakterisiert sind, daß sie unser Bewußtsein außerordentlich stark in Anspruch nehmen, nennt man Affekte. Solche Affekte sind z. B. Freude, Seligkeit, Bewunderung, Zorn, Kummer, Schreck, Hoffnung, Furcht, Überraschung. Die Klassifikation der Affekte ist eine der schwierigsten Aufgaben der Psychologie, daher auch noch nicht in befriedigender Weise gelöst. Ein Versuch einer solchen Einteilung ist z. B. der, daß man einerseits — in bezug auf den Gefühlston — lust- und unlustvolle, andererseits — in bezug auf die Empfindungselemente — exzitierende und deprimierende Affekte unterscheidet. Doch scheinen in das so entstehende vierteilige Schema nicht alle Affekte unterzubringen zu sein. Die charakteristische Eigenschaft der Affekte ist, wie gesagt, die, daß sie während ihrer Dauer das Bewußtsein völlig beherrschen. Dies geschieht, indem

1. diejenige Empfindung oder Vorstellung, die den Inhalt des Affektes bildet, die ganze Aufmerksamkeit absorbiert, und

2. die Reproduktion von Vorstellungen, die dem Affekte entgegenwirken könnten, gehemmt, die von Vorstellungen, die ihn zu steigern befähigt sind, gefördert wird. So nimmt also der im Affekt befindliche Mensch erstens einen noch kleineren Ausschnitt seiner Umgebung wahr als der ruhige Mensch, und deutet zweitens das, was er wahrnimmt, im Sinne seines Affektes um. Wenn ich etwas erhoffe, so bin ich geneigt, eventuelle Gründe, die diese Hoffnung als unberechtigt erscheinen ließen, nicht aufkommen zu lassen. Erschrecke ich heftig, so erscheint mir der Vorgang leicht noch furchtbarer, als er in Wirklichkeit ist. Demgemäß ist also auch die Erinnerung an Ereignisse, die einen Affekt erregt haben, zwar langdauernd, aber auch in besonders hohem Grade verfälscht.

Die Einzelheiten eines affektbetonten Erlebnisses haben ferner die Eigentümlichkeit, daß die entsprechenden Vorstellungen außerordentlich fest miteinander assoziiert sind, daß also jede von ihnen eine sehr starke Tendenz besitzt, die andere zur Reproduktion zu bringen.

Wie wir aus der täglichen Erfahrung wissen, prägen die Affekte sich i. A. sehr deutlich in dem physischen Verhalten des betreffenden Menschen aus: Der Affekt gibt seine Anwesenheit durch Gesten und sonstige äußere Kennzeichen kund. Die exzitierenden Affekte sind charakterisiert durch erhöhte Energie des Muskeltones und der Innervation, speziell der Hautmuskeln, durch Vermehrung des Umfanges der Herzbewegung und Erweiterung der Kapillaren der Körperoberfläche, speziell des Kopfes. Kennzeichnend für die deprimierenden Affekte sind Verminderung des Umfanges der Herzbewegung, Blutleere der Muskeln und der Haut. Für einzelne Affekte sind wieder noch besondere Erscheinungen charakteristisch: für den Zorn das Ballen der Faust, für die Freude das Lachen, für die Trauer das Weinen, für die Erwartung die Fixation des Blickes usw.

Gewisse eigenartige andere Komplexe von Gefühlen und Empfindungen bezw. Vorstellungen sind die Triebe und Wollungen.

Die ersten Handlungen des Kindes sind Reflexhandlungen. Gewisse Reize, vielleicht sogar ursprünglich alle Reize, die den Organismus treffen, haben von vornherein gewisse Bewegungen zur Folge. Der Organismus reagiert i. A. auf nützliche Eindrücke mit Angriffsbewegungen, die geeignet sind, ihm den Eindruck zu erhalten oder ihn zu verstärken; auf schädliche Eindrücke mit Abwehrbewegungen, die geeignet sind, sie dem Organismus fernzuhalten. Solche reflektorischen Bewegungen sind z. B. das Saugen des Säuglings, das Augenzwinkern usw. Sie finden physiologisch ihre Erklärung in dem Funktionieren angeborener Reflexbahnen. Nun verläuft ein großer Teil der Reflexe zeitlebens im Unbewußten. Bei denen, die uns bewußt werden, entspricht der Reizung des Sinnesorganes eine Empfindung, der Bewegung eine Bewegungsempfindung; letztere hinterläßt im Bewußtsein eine Bewegungsvorstellung, die gleichfalls von vornherein die Tendenz besitzt, die entsprechende Bewegung wirklich hervorzurufen. Die Sinnesempfindung und die Bewegungsvorstellung sind fest miteinander assoziiert; man nennt eine solche Verbindung einen Trieb. Ein Trieb besteht somit aus der Verbindung von lustvollen Empfindungen oder Vorstellungen mit Angriffsbewegungsempfindungen oder -vorstellungen, oder aus der Verbindung von unlustvollen Erlebnissen mit Abwehrbewegungsempfindungen oder -vorstellungen; als qualitativ Neues aber kommt zu dieser Verbindung hinzu ein gewisses Drängen. — Auf einen solchen Trieb ist z. B. das Umarmen geliebter Personen zurückzuführen. Eine Triebhandlung ist es auch, daß wir nach einer schmerzhaften Stelle an unserem Körper greifen; das mag im speziellen Falle, z. B. wenn es sich um eine offene Wunde handelt, gar nicht gut, vielleicht sogar ge-

fährlich sein; die Triebe sind ja aber auch nur i. A. zweckmäßig, und dieser Trieb erfüllt z. B. sehr gut dann seine Schuldigkeit, wenn es sich um die Abwehr eines Insektes handelt.

Reflex- oder Triebhandlungen haben nun gewöhnlich den Erfolg, daß irgend welche unlustvollen Erlebnisse beseitigt oder lustvolle Erlebnisse erzeugt oder verstärkt werden. Hat das Kind also öfters gleiche Triebhandlungen ausgeführt, so assoziiert sich schließlich mit dem Triebe die Vorstellung, daß durch die Bewegung das lustvolle Erlebnis wirklich herbeigeführt oder verstärkt, das unlustvolle Erlebnis beseitigt wird.

Der hungrige Säugling schreit zunächst ganz reflektorisch; die Organempfindung des Hungers, verbunden mit den Schreibewegungsempfindungen des Kehlkopfes, bilden einen Trieb. Allmählich beginnt aber das Kind zu merken, daß sein Schreien die Folge hat, daß es zu trinken bekommt und daß der Hunger dadurch beseitigt wird, und diese Vorstellungen treten nun als Ziel- oder Zweckvorstellungen zu dem Triebe hinzu: das Kind schreit nun, damit es zu trinken bekommt oder weil es trinken will. Mit einem unlustbetonten Erlebnis ist regelmäßig und untrennbar das Bestreben, es zu beseitigen, mit einer lustvollen Empfindung das Bestreben, sie zu erhalten oder zu verstärken, mit einer lustvollen Vorstellung das Bestreben, die entsprechende Empfindung zu erzeugen, verbunden, und dieses Bestreben eben nennen wir Wille. Gewollt ist diejenige Empfindung, deren Inhalt mit dem Inhalte der lustvollen Vorstellung übereinstimmt, die oben als Ziel- oder Zweckvorstellung bezeichnet wurde; dieser Inhalt ist das Beseitigtsein eines unlustvollen, das Vorhandensein eines lustvollen Erlebnisses. Je nachdem also, ob eine Tat selbst oder ihre physischen Folgen als lustvoll von uns vorgestellt werden, kann man einen „Tatwillen“ und einen „Erfolgwillen“ unterscheiden.

Ist nur eine lustvolle Ziel- oder Zweckvorstellung vorhanden, so haben wir es mit einer einfachen Willenshandlung zu tun. Bei einer solchen handelt es sich also nur darum, ob eine Handlung ausgeführt oder unterlassen werden soll. Schon hier kann sich die Frage erheben, die jahrhundertelang die Köpfe beschäftigt hat: Gibt es ein Kriterium dafür, ob und wann eine solche einfache Willenshandlung ausgeführt wird, oder ist es möglich, daß sie einmal vollzogen wird, ein anderes Mal unter genau gleichen Umständen unterbleibt —, ob der Wille in seiner Entscheidung determiniert oder frei ist. Aber die Entscheidung ist hier noch verhältnismäßig leicht zu treffen: Die Handlung wird immer dann gewollt uud ausgeführt werden, wenn es bei der einen lustbetonten Zielvorstellung bleibt; denn diese ist assoziiert mit einer Bewegungsvorstellung, deren Inhalt diejenige Bewegung ist, die zum Erreichen jenes Zieles geeignet ist; die Bewegungsvorstellung setzt sich in die entsprechende Bewegung um, die Handlung wird vollbracht. Sie unterbleibt nur dann, wenn sich an die lustbetonte Zielvorstellung andere, mit ihr assoziierte Vorstellungen anschließen, z. B. Vorstellungen von Folgen der Tat oder moralische Erwägungen oder dergl., die derartig unlustbetont sind, daß ihr Unlustcharakter den Lustcharakter der Zielvorstellung kompensiert. Ob solche weitere Vorstellungen mit der Zielvorstellung assoziiert sind oder nicht, ob ferner ihr Gefühltston geeignet ist, den der Zielvorstellung zu kompensieren, hängt im wesentlichen von dem Charakter des betr. Menschen ab, d. h. von dem Vorstellungsschatze, den er besitzt, davon, welche Rolle darin moralische Vorstellungen spielen, von dem Wert, der solchen beigemessen wird, d. i. von ihrem Gefühlston, usw.

Etwas komplizierter liegen die Dinge, wenn es sich nicht nur um eine Zielvorstellung handelt, sondern wenn mehrere solche gleichzeitig vorhanden sind; dies ist der psychologische Befund bei einer Wahlhandlung, bei

der es sich also darum handelt, ob diese oder jene Handlung vollführt werden soll. Zwischen einfacher Willenshandlung und Wahlhandlung bestehen Übergänge, z. B. in den Fällen, in denen auch die Unterlassung im juristischen Sinne als eine selbständige Handlung betrachtet wird, liegt demnach nicht eine einfache, sondern eine Wahlhandlung vor. — Der Streit zwischen Determinismus und Indeterminismus dreht sich hier darum, ob diejenige Zielvorstellung, die schließlich wirklich zu einer Handlung führt, eindeutig bestimmt ist, oder ob unter den genau gleichen Verhältnissen in dem konkreten Einzelfalle ein „Auchanderskönnen" möglich wäre. Auch hier erscheint es aber zweifellos, daß diejenige Zielvorstellung schließlich siegt, welche die am stärksten lustbetonte und am wenigsten mit anderen unlustbetonten Vorstellungen assoziierte ist.

Die indeterministische Lehre wird besonders in zwei Fassungen vertreten. Als streng indeterministisch kann nur diejenige Meinung betrachtet werden, nach der eine Entscheidung absolut ursachlos erfolgt, d. h. weder äußere noch innere Motive noch beide zugleich die schließliche Handlung eindeutig bestimmen, nach der, wie eben gesagt, unter genau gleichen Umständen ein „Auchanderskönnen" möglich gewesen wäre. Diese Meinung setzt das Vorhandensein eines selbständigen Willensvermögens voraus, das als solches aber wohl von keinem modernen Psychologen mehr anerkannt wird. Welchen Schwierigkeiten jedenfalls diese wirklich indeterministische Meinung sonst noch begegnet, darauf wird im folgenden noch mehrfach hinzuweisen sein.

Einige, die sich auch Anhänger des Indeterminismus nennen, verstehen darunter nur die Zurückweisung derjenigen Meinung, nach welcher der Wille ausschließlich durch äußere Motive bestimmt wird. Dies ist natürlich auch keineswegs die Meinung der Deterministen, vielmehr geben auch diese zu, daß innere Motive häufig mindestens

ebenso ausschlaggebend sind wie äußere Sinneseindrücke und dergl. Es besteht ein Unterschied zwischen dem unvernünftigen Tier und dem vernünftigen Menschen: Die Handlungen des ersteren sind ausschließlich Triebhandlungen, die Willenshandlungen des Menschen dagegen werden wesentlich durch Zweckgedanken bestimmt. Wenn man will, so kann man also sagen, die tierischen Handlungen seien „unfrei", die des Menschen dagegen „frei" — nämlich von äußerem Zwange. So ist auch der vielgebrauchte Satz zu verstehen: Der menschliche Wille sei zwar von Natur nicht frei, der Mensch soll sich aber bemühen, seinen Willen zu einem freien zu machen.

Determinismus und Indeterminismus (in dieser Fassung) stimmen also darin überein, daß die Handlungen des Menschen in diesem Sinne „frei" sind, daß „Ich" den Ausschlag gebe, ob ich eine Handlung ausführen soll oder nicht, ob ich diese oder jene Handlungsweise vorziehe. Aber die indeterministische Lehre — soweit sie psychologisch, nicht rein ethisch sein will — enthält hier eine Unklarheit, die m. E. an dem ganzen Streite die Schuld trägt. Für eine rein ethische Betrachtungsweise mag man sich mit der Feststellung begnügen, daß das „Ich" — oder in mir befindliche Normen — schließlich das Ausschlaggebende ist; die Ethik hat kein Interesse daran, die Gründe dieses Ich oder dieser Normen aufzudecken, sie kann beide als frei *betrachten*, darf aber nicht behaupten, sie *seien* frei. Die psychologisch kausale Betrachtungsweise aber darf dabei nicht stehen bleiben, sondern muß weitergehen und fragen, was denn dieses „Ich" ist, wie es geworden, wie es zu seinen Normen gelangt ist; denn es gehört zum Wesen der Psychologie, daß man in ihr kausal denkt, daß für jedes Phänomen ein „zureichender Grund" vorausgesetzt wird. Als Psychologe *muß* man also Determinist sein. — Man findet so, daß das „Ich", die Persönlichkeit, bestehend gedacht werden kann aus einer in jedem Momente

ganz bestimmten, in verschiedenen Momenten allerdings verschiedenen Konstellation von Vorstellungen, die mehr oder weniger lust- und unlustbetont sind. Theoretisch kann man sich vorstellen, daß der Teil dieser Konstellation, der über längere Zeitdistanzen hin relativ konstant bleibt und speziell moralische Vorstellungen nebst ihren Gefühlstönen enthält, das ausmacht, was man sonst den Charakter des betr. Menschen nennt. Das „Ich“, speziell der Charakter eines Menschen modifiziert den Vorstellungsverlauf nun derart, daß in der Tat ein Erlebnis, das zunächst für zwei verschiedene Menschen völlig gleich gefühlsbetont sein kann, bei dem einen zu einer Handlung führen kann, die der andere unterläßt, oder daß es bei dem einen zu dieser, bei dem andern zu einer gerade entgegengesetzten Handlung führt; d. h. das „Ich“ eines Menschen ist tatsächlich ausschlaggebend für seine Handlungsweise.

Man wird sich den Verlauf etwa so vorstellen können, daß zunächst allerdings eine bestimmte, in bestimmter Weise gefühlsbetonte Empfindung oder Vorstellung in allen Fällen einen gleichen Willensantrieb zur Folge hat; ob dieser Wille nun aber zur Handlung führt, ob der Willensakt vollständig wird oder nicht, das hängt im wesentlichen davon ab, ob mit der auslösenden Empfindung oder Vorstellung weitere gefühlsbetonte Vorstellungen assoziiert sind, die nun zur Reproduktion gelangen, und ob der Gefühlston dieser Vorstellungen dem der auslösenden Empfindungen gleich- oder entgegen-gerichtet ist. Im letzteren Falle, wenn außerdem der Gefühlston dieser Vorstellungen noch genügend stark ist, wird die Handlung unterbleiben; sie ist, wie man sagt, „gehemmt“ worden. Beim normalen Kulturmenschen sind der Inhalt solcher hemmenden Vorstellungen besonders

1. die weiteren physischen Folgen der Tat,
2. moralische Erwägungen.

Einen Menschen, z. B. einen schwer berauschten, einen

irrsinnigen, bei dem wie bei einem unvernünftigen Tier solche Hemmungen infolge eines anomalen Zustandes fehlen, bezeichnet man als „unzurechnungsfähig“, einen Menschen, bei dem sie zwar vorhanden sind, aber nicht genügend klar werden, als „vermindert zurechnungsfähig“; so ist z. B. auch die Zurechnungsfähigkeit eines im Affekt befindlichen Menschen herabgesetzt. — Die Zurechnungsfähigkeit weiblicher Individuen während der Menstruationen und während der Schwangerschaft ist gleichfalls als herabgesetzt, unter Umständen auch als ganz fehlend anzusehen. Die physischen Veränderungen des Organismus, die diese Zustände mit sich bringen, nehmen anscheinend das Bewußtsein derartig in Anspruch oder modifizieren wenigstens den normalen Verlauf des Seelenlebens in solchem Grade, daß die Vorstellungen, die sonst eine bestimmte Handlung hätten hemmen können, nicht zur Entfaltung und Wirksamkeit gelangen. Auch sonst hat besonders die Schwangerschaft sehr viel Gemeinsames mit den Affekten; auch hier steht ein Vorstellungskomplex dauernd im Brennpunkte des Bewußtseins und beherrscht alle Wahrnehmungen, Assoziationen und Handlungen. Die psychischen Folgen des Menstruationsvorganges sind besonders stark in der Zeit der ersten und letzten Menstruationen, also während der Pubertät und während des Klimakteriums; in der Pubertätszeit, in der die Menses noch nicht regelmäßig auftreten, erstrecken sie sich auch auf die Zeiten zwischen den einzelnen Menses, so daß während dieser ganzen Zeit die Zurechnungsfähigkeit als dauernd vermindert betrachtet werden muß. — Selbstverständlich kann auch ein Kind nicht als voll zurechnungsfähig betrachtet werden, weil in ihm die Vorstellungen, die beim Erwachsenen hemmend wirken können, noch gar nicht oder wenigstens noch nicht in genügender Stärke vorhanden sind. Abgesehen davon ist auch zu beachten, daß sehr viele Handlungen des Kindes durch Nachahmung zustande kommen: die Zielvorstellung

besteht also hier nur darin, es einem Erwachsenen oder Spielgefährten gleichzutun; worin das erreichte Ziel besteht, ist gleichgültig. Da nun das Kind häufig sich der Motive, die den Erwachsenen zu der nachzuahmenden Handlung bestimmten, gar nicht bewußt werden oder unter Umständen sie auch völlig verkennen wird, da es ferner infolge seines unvollständigen Wahrnehmungsvermögens oft auch gerade solche Teile der Handlung übersehen wird, die für die sittliche Wirkung ausschlaggebend sind, so wird auch bei solchen nachgeahmten Taten häufig von einer Zurechnungsfähigkeit nicht die Rede sein können.

Von einem Menschen, der zwar imstande ist, sich die Folgen seiner Handlungsweise zu vergegenwärtigen, der dies aber in einem bestimmten Falle unterlassen hat, sagen wir, er habe „fahrlässig" gehandelt. Ein Mensch, der andererseits die Folgen, und zwar nicht nur die unmittelbaren Folgen seiner Handlungsweise sich vorgestellt, die Tat aber doch begangen hat, hat die Tat „mit Vorsatz" ausgeführt. Von „Schuld" sprechen wir im Falle des Vorsatzes oder der Fahrlässigkeit, also dann, wenn eine Handlung ausgeführt wurde, sei es, weil ihre Folgen nicht genügend vergegenwärtigt wurden, sei es, weil diese Vorstellungen nicht genügend unlustbetont waren, als daß die Ausführung der Tat hätte gehemmt werden können. Wir sagen dann, der Täter selbst, d. h. sein „Ich", sein Charakter, die gegenwärtige Konstellation seines Seelenlebens, sei „schuld" daran, daß er die Tat begehen konnte.

Mit Fug und Recht können wir also auch nach deterministischer Auffassung jemanden für eine Tat verantwortlich machen. Die deterministische Lehre ist hier sogar im Vorteil vor der streng indeterministischen; denn für eine Handlung, die einem völlig freien Willen entsprungen wäre, der also auch in Widerspruch zu dem sonstigen Charakter des betr. Menschen, zu seiner Persönlichkeit

stehen könnte, dürfte man diesem Menschen eine Verantwortung doch nicht aufbürden.

Es scheint nun, als ob wir das Problem verschoben haben: Wir haben gesehen, daß der Wille eines Menschen einerseits durch äußere Antriebe, andererseits durch die gegenwärtige psychische Konstitution des Menschen, durch seinen Charakter bestimmt wird. Dies muß wohl auch von den Vertretern des Indeterminismus zugegeben werden; aber, mögen diese nun weiter fragen, ist nicht etwa die Entstehung des Charakters frei, ursachlos? In der Tat ist eine solche Meinung mehrfach ausgesprochen worden, so von Kant und mehreren späteren Philosophen. Danach ist der Charakter das Produkt einer außerzeitlichen, freien Tat. Aber wir müssen gestehen, daß für eine solche metaphysische Meinung in unserm empirischen System kein Raum ist. Wir finden vielmehr, daß auch der Charakter eines Menschen vollständig kausal bedingt ist

1. durch angeborene Anlagen und

2. durch Einflüsse des Milieus, zu denen in erster Linie die Erziehung zu rechnen ist.

Gelingt es uns auch zurzeit nicht, jeden Charakterzug eines Menschen auf eine dieser Ursachen zurückzuführen, so ist dies doch häufig in einem so hohen Grade möglich, daß wir wohl mit Recht annehmen dürfen, daß auch der Rest zu seiner Erklärung nicht der Annahme solcher Gründe bedarf, die prinzipiell außerhalb des Bereiches unserer Erfahrung liegen.

Damit ist, wie es scheint, der indeterministischen Lehre auch noch ihre letzte Stütze entzogen. Es bleibt uns nur die Frage zu beantworten, wie es wohl kommen mag, daß diese Lehre auch heute noch so zahlreiche Anhänger findet. — Es ist vielleicht nicht überflüssig, hier auch auf den Umstand hinzuweisen, daß — man kann wohl sagen — alle diejenigen, die sich in neuerer Zeit wissenschaftlich-psychologisch mit dem Problem der Willens-

freiheit beschäftigt haben, sich zum Determinismus bekennen. Anhänger des Indeterminismus finden sich fast nur noch im Lager derjenigen, die sich mit dem Problem überhaupt noch nicht ernstlich befaßt, oder wenigstens es nur unter ethischen Gesichtspunkten betrachtet haben. — Wie nun aber kommen diese zu ihrer Meinung? Warum erscheint ihnen der Determinismus so unannehmbar?

Der Grund hierfür ist wohl darin zu suchen, daß in der Tat fast alle oder wenigstens sehr viele unserer Willenshandlungen unleugbar mit einem Gefühl der Freiheit verbunden sind. — Ein solches Freiheitsgefühl beweist aber für den Indeterminismus gar nichts. Es zeigt vielmehr umgekehrt, daß auch unser Wollen nur ein Glied in der kausalen Kette unserer Bewußtseinsvorgänge bildet und somit abläuft, ohne daß eine besondere Anstrengung dazu nötig wäre. Man braucht nur an einen Fall zu denken, in dem ein Freiheitsgefühl nicht oder sogar ein entgegengesetztes Gefühl vorhanden ist; ein solcher Fall tritt dann ein, wenn jemand durch äußeren Zwang zu einer Handlung bewegt wird, die er nicht begehen will. Also beweist das Freiheitsgefühl nur die Abwesenheit eines solchen Zwanges, d. h., daß ich das ausführen kann, was „ich" ausführen will. Das ist ja aber etwas, was auch von den Anhängern des Determinismus gar nicht bestritten wird.

Das Freiheitsgefühl hat also überhaupt mit der Frage der Willensfreiheit wenig zu tun; es deutet nur auf das Bestehen einer Handlungsfreiheit, das ja von keinem Menschen bestritten wird. Das Freiheitsgefühl tritt um so stärker auf, je eindeutiger die Handlung determiniert ist, am stärksten also bei den sogen. einfachen Willenshandlungen, ferner bei den Wahlhandlungen, bei denen das eine Motiv, das auch zur Handlung führt, von vornherein zweifellos weitaus stärker als alle übrigen ist. Sind die Motive annähernd gleich stark, kommt es

also vor der Entscheidung zu einem längeren Schwanken, so bleibt das Freiheitsgefühl aus —, also gerade bei den Handlungen, die das ultimum refugium der Indeterministen bilden. Solche Handlungen sind aber häufig gefolgt von einem Freiheits*bewußtsein*. Gerade nach Handlungen, zu denen man sich nur zögernd und nach langem Schwanken entschlossen hat, tritt oft der Fall ein, daß man sich sagt, man hätte sich doch eigentlich auch anders, entgegengesetzt entscheiden können. Auch dieses Freiheitsbewußtsein kann also nur zeigen, daß der Mensch sich fast nie der sämtlichen Motive, die für die Entscheidung wirklich maßgebend waren, bewußt wird. Noch ein weiteres Moment mag viele zu Anhängern des Indeterminismus gemacht haben. Es ist eine eigentümliche Tatsache, daß der naive Mensch Vorgänge, deren Gesetzmäßigkeit er nicht kennt, für unabhängig von jeder Gesetzmäßigkeit verlaufend ansieht. Die Wissenschaft aber hat allenthalben die Aufgabe, auch das, was dem Naiven als zufällig erscheint, in seinem gesetzmäßigen Verlauf kausal zu erklären. So darf es nicht wundernehmen, daß auch das Wollen dem Naiven zunächst als gesetzlos, zufällig, frei erscheint, aber andererseits darf auch hier die Wissenschaft nicht Halt machen, sondern muß versuchen, auch das Wollen einer kausalen Betrachtungsweise zugänglich zu machen. Spinoza sagt: „Die Menschen halten sich für frei, da sie sich zwar ihres Wollens und ihres Begehrens bewußt sind, aber nicht im entferntesten an die Ursachen denken, von denen sie zum Begehren und Wollen bestimmt werden —, weil sie dieselben eben nicht kennen".

Von den Anhängern des Indeterminismus wird häufig gegen die deterministische Meinung der Einwand geltend gemacht, daß man einen Menschen doch für eine Handlung nicht bestrafen könne, die er wollen und begehen *mußte*. Demgegenüber ist zunächst zu bemerken: Die

Strafe entspricht einem Werturteil, das die Handlung unter dem Gesichtspunkte ihrer Schädlichkeit für die menschliche Gesellschaft betrachtet. Ein solches Werturteil ist aber völlig unabhängig davon, ob und welche Ursachen dem betr. Vorgang zugrunde liegen. Wenn wir eine Blume schön finden, so fragen wir dabei doch auch nicht, z. B. ob sie ein Natur- oder Züchtungsprodukt ist. — Weiter aber hat der Indeterminismus sich mit dem Werturteil über die Handlung selbst abzufinden, der Determinismus dagegen muß es erweitern zu einem Werturteil über den Menschen, der die Handlung begangen hat; vom indeterministischen Standpunkte aus kann man den Menschen nur für eine bestimmte Handlung bestrafen, vom deterministischen Standpunkte aus bestraft man den Menschen, weil er sich als einer solchen Handlung fähig erwiesen hat.

Vom Standpunkte des Determinismus aus aber erreicht man noch mehr als diese bloße „Vergeltung". Wenn der Verbrecher eine strafbare Handlung begangen hat, so hat er dadurch gezeigt, daß weder moralische Erwägungen noch Vorstellungen von den Folgen der Tat stark genug in ihm vorhanden waren, oder daß die letzteren für ihn nicht genügend unlustbetont waren. Wird er nun für ein Verbrechen bestraft, so wird sich voraussichtlich in Zukunft an die Vorstellung der Tat jedenfalls die Vorstellung dieser Folgewirkung knüpfen, und sie wird auch, so hofft man, genügend unlustbetont sein, um den Lustton der Tat selbst oder anderer ihrer möglichen Folgen zu kompensieren, d. h. die Ausführung der Tat zu hemmen. — Auch ein Kind, das sich die Folgen seiner Handlungsweise noch nicht genügend vorstellt und auch moralischer Erwägungen noch nicht fähig ist, kann nur durch Strafen veranlaßt werden, Handlungen, die für es selbst oder für seine Umgebung schädlich sind, zu unterlassen. — Erweist jene Hoffnung sich als irrig und wird der Verbrecher trotz

einer vorangegangenen Strafe rückfällig, so sucht man den Unlustton der Vorstellung zu verstärken, d. h. man erhöht nun die Strafe; dies der psychologische Grund dafür, daß Rückfällige strenger bestraft werden als solche, die sich zum ersten Male strafbar machen.

Es gibt nun aber eine ganze Reihe von Menschen, bei denen diese Voraussetzung sich als falsch erweist, auf welche die Strafe eine bessernde Wirkung nicht ausübt, die immer und immer wieder rückfällig werden. Solchen Minderwertigen gegenüber hat die Strafe einfach den Zweck, daß die Gesellschaft möglichst lange und intensiv vor ihnen geschützt wird.

Endlich wirkt das Strafgesetz vom deterministischen Standpunkte aus nicht nur auf diejenigen, die wirklich in Konflikt mit dem Strafgesetzbuche kommen, sondern es schreckt auch viele, für die moralische Bedenken allein nicht ausschlaggebend sind, von der Ausführung eines Verbrechens ab. Es determiniert den Willen, indem es mit der an sich lustbetonten Vorstellung der Tat die unlustvolle Vorstellung der Strafe verknüpft und so jenen Lustton kompensiert.

Um zu rekapitulieren, so dient also die Strafe zunächst zur Befriedigung unseres Vergeltungsbedürfnisses, ferner aber erfüllt sie den Zweck, dem Willen derartige Motive zu verschaffen, die das Begehen oder das Wiederbegehen eines Verbrechens zu verhindern geeignet sind.

Ist eine Zweckstrafe überhaupt nur vom Standpunkte des Determinismus möglich, so scheint hinsichtlich der Vergeltungsstrafe das naive Bewußtsein dem Standpunkte des Determinismus jedenfalls näher zu stehen als dem des Indeterminismus; wir wollen ja nicht schlechthin die Handlung bestraft wissen, ohne Rücksicht auf die Person, die sonstige psychophysische Beschaffenheit des Täters; vielmehr empfinden wir z. B. einem Irren gegenüber keineswegs ein Vergeltungsbedürfnis. Wir bringen damit

zum Ausdruck, daß wir die Handlungsweise eines Menschen mit durch seine Persönlichkeit für determiniert halten. Aus demselben Grunde wird unser Rechtsgefühl dadurch nicht verletzt, daß ein Mensch, der im Affekt gehandelt hat, milder bestraft wird als einer, der mit Vorsatz und ruhiger Überlegung verfahren ist (§§ 211, 213, 53 StGB.). Dagegen würde § 827 BGB. (daß die selbstverschuldete Trunkenheit den Täter in gleicher Weise für einen Schaden verantwortlich macht, „wie wenn ihm Fahrlässigkeit zur Last fiele“) unserem Rechtsgefühle geradezu widersprechen, wenn es sich hier nicht eben nur um zivilrechtliche „Verantwortung“ handeln würde. Ähnliches gilt von der Bestimmung, daß die selbstverschuldete Trunkenheit bei strafbaren Handlungen eines Soldaten in Ausübung des Dienstes kein Strafmilderungsgrund ist (§ 49 Abs. 2 RMStG.). Ein psychologischer Sinn liegt in dieser Vorschrift nur dann, wenn dadurch nicht das Delikt, sondern die Trunkenheit selbst als strafbar bezeichnet werden soll, wie dies auch ausdrücklich im § 151 RMStG. geschieht.

Auch vom Standpunkte der Zweckstrafe aus hat es keinen Sinn, einen Irren, einen Berauschten oder jemanden, der im Affekt gehandelt hat, zu bestrafen. Der Irre erweist sich solchen durch die Strafe geschaffenen Motiven überhaupt unzugänglich, und wenn einer betrunken oder im Affekt ist, so kommnn eben solche Motive nicht zum Bewußtsein; keiner kann auch durch die Strafe davor abgeschreckt werden, wieder einmal in Affekt zu geraten, und dem Trunkenbold gegenüber kann auch von diesem Standpunkte aus die Strafe nur den Sinn haben, ihn davor abzuschrecken, sich freiwillig in den Zustand der Trunkenheit zu versetzen.

Daß auch derjenige, der unter dem Einflusse einer Suggestion, besonders einer hypnotischen oder posthypnotischen Suggestion eine strafbare Handlung begangen hat, für diese nicht verantwortlich gemacht werden kann,

ist selbstverständlich; denn auch der unter einer starken Suggestion Befindliche läßt — wie der Unzurechnungsfähige — hemmende Vorstellungen eben gar nicht oder nur sehr abgeschwächt aufkommen, und die Suggestion besteht häufig eben darin, daß die hemmenden Vorstellungen beseitigt werden.

Die Aussage eines Menschen über ein Erlebnis ist abhängig davon,

1. ob er das Erlebnis richtig wahrgenommen hat, oder ob und in welcher Weise schon seine Wahrnehmung verfälscht war;
2. ob das Erlebnis richtig in seiner Erinnerung haften blieb, oder ob und in welcher Weise sie Täuschungseinflüssen unterlag, d. h. ob er die Vorstellungen von diesen Erlebnissen richtig reproduzieren kann;
3. ob er imstande ist, die Reproduktion dieser Vorstellung anderen so kenntlich zu machen, daß sie diese Vorstellung ebenso haben wie er selbst —, oder ob er sich z. B. falsch ausdrückt.

Es gibt nun zwei Wege, auf denen man Psychologie der Aussage treiben kann:

A. die Erforschung der eben genannten einzelnen Faktoren und

B. die Konfrontation der Aussage als Ganzem mit der Wirklichkeit.

Mit den einzelnen Bedingungen der Aussage hat die experimentelle Psychologie sich schon lange beschäftigt. Es wurden Untersuchungen angestellt

1. über die Wahrnehmung, und zwar
   a) quantitative. Man untersuchte,
      I. wie stark ein Reiz mindestens sein müsse, um überhaupt eine bewußte Wahrnehmung auslösen zu können;
      II. wie verschieden zwei Reize mindestens sein müssen, um als verschieden wahrgenommen werden zu können;

b) qualitative. Man stellte fest,

I. in welcher Weise eine Wahrnehmung durch gleichzeitige oder vorhergehende Empfindungen verändert wird (Kontrast, Adaptation);

II. in welchem Verhältnis die einzelnen Wahrnehmungen eines Sinnesgebietes zueinander stehen (z. B. Farbengleichungen), und inwiefern sich hierin die einen Menschen anders verhalten als die anderen (z. B. Farbenblinde, Farbenschwache);

III. welche Wahrnehmungsgebiete von verschiedenen Menschen bevorzugt werden (Anschauungstypen);

2. über das Gedächtnis, und zwar

a) über das Gedächtnis für einzelne Reize, d. h. in welcher Weise sich der Inhalt einer Vorstellung von dem der entsprechenden Wahrnehmung unterscheidet;

b) über das assoziative Gedächtnis, und zwar

α) über das mechanische, d. h. in welchem Grade eine Empfindung oder Vorstellung imstande ist, eine mit ihr zugleich oder unmittelbar nach ihr erlebte Empfindung oder Vorstellung als Vorstellung zur Reproduktion zu bringen (sinnlose Silbenreihen);

β) über das Gedächtnis für innerlich zusammenhängende Erlebnisse, d. h. in welchem Grade das mechanische Gedächtnis noch dadurch unterstützt wird, daß die einzelnen Teile des Erlebnisses ein Ganzes bilden (Gedichte).

Auch hier sind zu unterscheiden:

a) quantitative Untersuchungen, die sich z. B. auf den Einfluß der Wiederholungen, der Länge der Zwischenzeit und dergl. für die Möglichkeit des späteren Reproduzierens erstrecken;

b) qualitative, nämlich:

I. warum manchmal an Stelle der einen mit einer Vorstellung assoziierten Vorstellung eine andere reproduziert wird;

II. inwiefern manche Menschen besonders befähigt sind, Vorstellungen aus dem einen Sinnesgebiete zu reproduzieren, während bei anderen ein anderes Sinnesgebiet diese Stelle vertritt (Gedächtnistypen).

3. Über die Ausdrucksbewegungen liegen wohl hinsichtlich unseres Problems Experimente noch nicht vor; aber durch Beobachtungen ist die Vermutung nahegelegt, daß z. B. Kinder sehr wohl schon die einzelnen Farben unterscheiden können, trotzdem aber vielleicht noch eine blaue Farbe als grün bezeichnen, daß sie also wohl schon ebensolche Wahrnehmungen machen wie ein Erwachsener, aber sie noch nicht richtig zu benennen verstehen.

Von den bisher geschilderten Experimenten unterscheiden sich die zuerst im Jahre 1900 von Binet in Frankreich und 1902 von Stern in Angriff genommenen Forschungen zur „Psychologie der Aussage" einerseits zu ihrem Nachteil, andererseits zu ihrem Vorteil.

Einen Nachteil — vom Standpunkte der theoretischen Psychologie — bedeutet es zunächst, daß die Psychologie der Aussage sich von vornherein damit begnügt, nur den Inhalt der Aussage selbst mit dem des Erlebnisses zu vergleichen. Bei nur wenigen dieser Experimente ist man imstande, nachzuweisen, ob ein Fehler auf einer Wahrnehmungs- oder auf einer Erinnerungstäuschung oder auf einem Mangel des Ausdrucks beruhe.

Mit dieser Tatsache hängt aber eng eine weitere zusammen, die — wenigstens vom Standpunkte desjenigen Psychologen, der seine Forschungsergebnisse auch anderen Disziplinen zugute kommen lassen will — ebenso sicher

einen Vorzug der Aussageforschung bedeutet: die „Lebensnähe“ der Experimente. Die oben geschilderten Experimente sind im Interesse der Möglichkeit einer Analyse auf relativ einfache Stoffe angewiesen, die Aussageexperimente haben solche Erlebnisse zum Gegenstande, wie sie im täglichen Leben vorkommen. Es handelt sich also hier im wesentlichen um das Wahrnehmen, Erinnern und äußerlich kenntlich gemachte Reproduzieren solcher Stoffe, die innerlich zusammenhängen, die nur einmal erlebt wurden und bei denen weder bei der Wahrnehmung noch bei der Erinnerung der Umstand eine besondere Rolle spielte, daß später über das betreffende Erlebnis ausgesagt werden sollte. Ferner handelt es sich hier bei der Reproduktion gewöhnlich nicht um eine treue Kopie des Erlebnisses, sondern nur um einzelne Teile desselben, also z. B. nicht um den Wortlaut einer Geschichte, sondern um deren Inhalt usw.

Es darf nun allerdings nicht verhehlt werden, daß die unbedingte „Lebensnähe“ der Experimente ein Idealzustand ist, dem die Aussageforschung bisher nur in sehr unvollkommener Weise sich angenähert hat. Die weitaus meisten Experimente wurden so angestellt, daß das Aussageobjekt ein Bild war, während doch von keiner Seite verkannt wurde, daß ein Vorgang weit lebensähnlicher ist. Solche Vorgangsversuche in größerem Umfang vorzunehmen, scheiterte bisher stets an versuchstechnischen Schwierigkeiten: der Vorgang muß sehr genau eingeübt sein, weil sonst leicht Zweifel entstehen können, ob eine bestimmte Aussage wirklich als falsch oder doch vielleicht als richtig angesehen werden muß; der Vorgang ist fast niemals in allen Einzelheiten genau wiederholbar (ein Grundsatz jeder experimentellen Wissenschaft!) und noch weniger an verschiedenen Orten in genau gleicher Weise anzustellen. Abgesehen davon ist überhaupt die ganze Versuchsordnung eine viel kompliziertere, als wenn das Aussageobjekt ein

Bild ist, von dem auch alle obenerwähnten Übelstände nicht gelten.

So ist es erklärlich, daß die bisher vorliegenden Vorgangsversuche einesteils wegen der zu geringen Zahl von Versuchspersonen, andererseits wegen anderer versuchstechnischer Mängel wenig zur Lösung von Problemen der Aussageforschung beizutragen vermochten. Andererseits ist durch Bildversuche bereits ein reiches Material zutage gefördert worden, die zum großen Teil auch einen Schluß auf die Aussagen über Vorgänge des wirklichen Lebens zulassen. Spezielle derartige Fragen, z. B. betr. die Aussage über Sukzession von Ereignissen, können allerdings nur durch Vorgangsversuche entschieden werden.

Die Aussagen selbst können — ganz gleichgültig, um was für ein Objekt es sich handelt, auf zweierlei Weise erzielt werden:

1. indem die Versuchsperson aufgefordert wird, einen zusammenhängenden Bericht über das Erlebnis zu liefern;
2. indem man sie über Einzelheiten des Erlebnisses befragt.

Die ersten Ergebnisse der Aussageforschung, die wir zu erwähnen haben, beziehen sich auf den Einfluß der Form der Aussage auf ihre Richtigkeit. Nur in dem freien Bericht tritt das wirkliche Wissen des Aussagenden rein zutage. Jede Antwort auf eine Frage ist eine Reaktion nicht nur mehr des Wissens, sondern auch der durch die Frage angeregten Vorstellungen und Gefühle. So kann also leicht eine falsche Antwort zustande kommen,

1. indem die in der Frage enthaltene Vorstellung eine falsche, mit ihr assoziierte zur Reproduktion bringt;
2. indem die Frage den Gefragten eine Lücke in seiner Erinnerung empfinden läßt, die er nun durch Ausprobieren oder durch logischen Schluß — häufig im Sinne der Gewohnheit — auszufüllen sucht;

3. indem die Antwort Angst- oder Suggestionsprodukt ist (Stern).

Demgemäß enthält der Bericht stets zwar weniger Angaben als das Verhör, meist auch weniger richtige (r) Angaben als das Verhör, aber dafür auch fast gar keine falschen (f).

Es ist also im Bericht die Summe der richtigen und der falschen Angaben (r + f) gleichfalls kleiner als im Verhör, dagegen das Verhältnis der richtigen und falschen Angaben ($\frac{r}{r+f}$ das „Wissen") und das der richtigen zu sämtlichen Angaben ($\frac{r}{r+f+u}$ die „Treue") größer als im Verhör.

Bei den Verhörsaussagen wird ein weiterer Unterschied dadurch bedingt, daß die Form der Fragestellung eine große Rolle spielt und die Antwort stark determiniert. Am wenigsten suggestiv wirken Bestimmungsfragen, das sind Fragen mit Interrogativpronomen; etwas gefährlicher sind bereits die Ja — Nein-Fragen, da aus verschiedenen Gründen die Antwort „ja" näher liegt als die Antwort „nein". Bei einem ängstlichen Kinde z. B. wird unter Umständen der Sinn der Frage gar nicht apperzipiert, und die Antwort „ja" erfolgt ganz mechanisch. Wirkliche Suggestivfragen sind die Erwartungsfragen (lat. none und num), bei denen schon aus der Frageformulierung hervorgeht, welche Antwort der Fragende selbst auf die Frage geben würde. Es besteht da natürlich die Gefahr, daß der Gefragte sich diese Stellungnahme gleichfalls zu eigen macht, auch wenn sie seinem eigentlichen Wissen um den betreffenden Gegenstand gar nicht entspricht. Am stärksten suggestiv wirken die falschen Voraussetzungs- und die Folgefragen. Sie unterscheiden sich grammatisch nicht von gewöhnlichen Bestimmungs- und Ja — Nein-Fragen, und gerade darin liegt ihre Gefahr, daß ihnen ihr suggestiver Charakter nicht äußerlich angesehen werden kann. Bei den falschen Voraussetzungsfragen, zu denen auch die unvollständigen

Disjunktionsfragen zu rechnen sind, werden über einen bestimmten — objektiv nicht vorhandenen — Sachverhalt oder Tatbestand nähere Angaben, damit also implizite auch Aussagen über die Existenz des Sachverhaltes oder Tatbestandes selbst verlangt. Die Folgefragen sind dadurch charakterisiert, daß durch sie der Gefragte aufgefordert wird, aus einer bereits gemachten (falschen) Angabe noch weitere Konsequenzen zu ziehen, also z. B einen Gegenstand, dessen Existenz er fälschlich behauptet hat, noch näher zu beschreiben. — Daß die verschiedenen Frageformen in der Tat sich so zueinander verhalten, ist gleichfalls experimentell bewiesen worden; dieses Verhältnis spiegelt sich wider in demjenigen der Zahlen

$$\frac{r}{r+f}, \ \frac{r}{r+f+u} \text{ oder auch } \frac{f}{r}.$$

Daß die Fragen, insbesondere die Suggestivfragen, die Antwort beeinflussen, ist nicht immer auf eine suggestive Wirkung der Fragen zurückzuführen, d. h. die durch die Frage erzielte Antwort entspricht nicht immer dem wirklichen, event. durch die Frage veränderten Wissensbestande, sondern es kommen viele Antworten, besonders z. B. die Antwort „ja“ auch rein motorisch zustande, — oder es sind „Autoritätsreaktionen“, indem der Gefragte ohne weiteres das bessere Wissen des Fragenden anerkennt, — oder endlich die Antworten werden auch infolge irgend eines Affektes (Ehrgeiz, Angst usw.) wider besseres Wissen gegeben.

Suggestivfragen sind nicht nur bei eigentlichen Verhören gefährlich, sondern z. B. auch bei Konfrontationen. Die Rekognitionsfrage: „Ist dies der Täter?“ (Einzelkonfrontation) ist weit suggestiver als die Frage: „Befindet sich unter diesen Personen der Täter und welcher ist es?“ (Wahlkonfrontation). Bei der letzteren Art der Konfrontationsanordnung kann sich der Beschuldigte etwa unter einer Reihe sicher unschuldiger Personen befinden; fällt

dann die Aussage auf eine von diesen, so ist die falsche Aussage nicht weiter gefährlich und der Unwert der betr. Aussage gleich zur Evidenz gebracht.

Naturgemäß sind die Aussagen auch davon in hohem Grade abhängig, ob und welche Affekte bei ihnen mitspielen. Die Wirkung der spezifischen Zeugenaffekte, Eitelkeit, Scham und dergl. ist noch nicht Gegenstand der experimentellen Untersuchung gewesen; solche Affekte wirken jedenfalls der Richtigkeit der Aussage entgegen. Andererseits dient der Eid dazu, daß der Zeuge eine scharfe Selbstkritik auf seine Aussagen anwendet. So ergaben auch die Experimente, bei denen die Versuchspersonen den Teil ihrer Aussage, den sie event. beeidigen könnten, zu unterstreichen hatten, daß die unterstrichenen Bestandteile der Aussage relativ weit weniger Fehler aufwiesen als die nichtunterstrichenen.

Immerhin enthalten auch die „beeideten“ Teile der Aussage, die also sicher völlig gutgläubig und unter einem größtmöglichen Aufwande von Kritik gemacht wurden, noch so viele Fehler, daß es fraglich erscheint, ob eine Bestrafung wegen „fahrlässigen Falscheides“ sich jemals streng rechtfertigen lassen kann. — Ähnlich wie der „Eid“ wirkt auch die Erziehung: Versuchspersonen, die schon vorher einmal Aussagen gemacht hatten und dabei auf ihre Fehler aufmerksam gemacht worden waren, erwiesen sich bei späteren Aussageexperimenten weit vorsichtiger und lieferten nun Aussagen, die in weit geringerem Grade verfälscht waren.

Nun ist aber nicht nur der psychische Zustand des Aussagenden zur Zeit der Aussage für diese von Belang, sondern es ist auch wesentlich, welche Einflüsse schon bei der Wahrnehmung des Aussageobjektes und in der Zwischenzeit eine Rolle spielten. Für die Wahrnehmung kommt es insbesondere darauf an, ob ihr die volle Aufmerksamkeit zugewandt wurde, oder ob sie mehr oder weniger

unbeachtet blieb. Die Experimente haben gezeigt, daß Aussagen über die wesentlichen, auffallenden Bestandteile eines Bildes besser ausfallen als diejenigen über Details, wahrscheinlich eben deshalb, weil jene die Aufmerksamkeit mehr auf sich lenken als diese; dasselbe gilt von den Resultaten eines Vorgangsversuches, aus denen hervorgeht, daß das Typische an Erlebnissen in der Aussage eine bevorzugte Stellung einnimmt. Ferner scheinen Personen die Aufmerksamkeit in höherem Grade auf sich zu ziehen als Sachen; in noch höherem Grade tun dies die Elemente eines Vorganges, wobei aber ihre Aufeinanderfolge ziemlich schlecht fortkommt. Am geringsten scheint das Interesse für Farben zu sein; wenigstens waren bei allen Experimenten die Aussagen über Farben ganz besonders schlecht. — Quantitative Aussagen, d. h. über Anzahlen, Zeitdauern und Raumgrößen, sind gleichfalls i. A. höchst ungenau. Die bisherigen Experimente ergaben, daß kleinere Anzahlen als zehn gewöhnlich überschätzt wurden, ebenso Zeitdauern, die kleiner als fünf Minuten, und Raumgrößen, die kleiner als 1 m waren; dagegen wurden Zeitdauern von über zehn Minuten Länge und Raumgrößen von über 4 m meist unterschätzt. — Daß auch die Wahrnehmung suggestiv beeinflußt werden kann, ist gleichfalls durch Experimente festgestellt worden.

Der Wahrnehmungsinhalt erleidet nun weiter in der Erinnerung, in der Zeit zwischen Wahrnehmung und Aussage, Veränderungen. Teilweise sind solche Veränderungen einfach durch die Zeit selbst verursacht, indem eben Vorstellungskomplexe, die nicht reproduziert werden, allmählich immer mehr verblassen und lückenhafter werden. Diejenigen Experimente, durch welche diese Tatsache auch für unser Problem bestätigt wird, sagen uns daher nichts Neues. Dagegen darf es nicht verschwiegen werden, daß einige Autoren auch zu dem entgegengesetzten Resultat gelangt sind, daß nämlich die Aussagen um so besser

wurden, je mehr Zeit seit der Wahrnehmung verflossen war; es muß dahingestellt bleiben, auf welche besonderen Versuchsumstände dies eigenartige Verhalten zurückzuführen ist. Wenn es sich um erregende Erlebnisse handelt, so ist ein Grund für die Besserung der Aussage mit dem Wachsen der Zwischenzeit darin zu sehen, daß die Erregung erst hat abklingen müssen. — Der Prozeß des Vergessens wird beschleunigt, wenn der Seele in der Zwischenzeit eine große Zahl anderer Erlebnisse zugeführt werden; er ist um so langsamer, je intensiver das Erlebnis sich der Seele hatte einprägen können.

Auch durch den Willen kann man das Unklarerwerden des Erinnerungsbildes einigermaßen aufhalten; man läuft dabei allerdings auch Gefahr, daß man die entstehenden Lücken willkürlich ergänzt. Ähnlich wirkt es auch, wenn der Prozeß des Vergessens zeitweise durch Reproduktionen des Erinnerungsbildes und Aussagen darüber unterbrochen wird; sind einer Aussage über ein bestimmtes Objekt bereits Aussagen über dasselbe Objekt vorhergegangen, so sind die späteren Aussagen nicht so sehr mehr Reproduktionen des Wahrnehmungsinhaltes als Wiederholungen der früheren Aussage; sie enthalten aber um so weniger Fehler, je mehr Aussagen bereits stattgefunden hatten.

Als Ursachen für einen bestimmten Aussagefehler lassen sich dreierlei angeben:

1. Die Gewohnheit. In der Aussage werden sehr häufig Gegenstände usw. beschrieben, wie sie sich gewöhnlich verhalten, nicht so, wie sie sich in dem konkreten Einzelfalle verhielten.
2. Die Suggestion. Lücken und schwache, undeutliche Stellen des Erinnerungsbildes werden häufig durch suggerierte Inhalte ergänzt, nämlich dann, wenn die Frage nicht vorsichtig formuliert war.
3. Die Verdeckung durch ähnliche Erlebnisse, die kurze

Zeit vor oder nach dem Erlebnisse des Aussageobjektes stattfanden, besonders wenn diese stärker gefühls- oder interessebetont waren als jenes.

Es entsteht nun die Frage, ob die Aussage mehrerer Menschen hinsichtlich eines und desselben Objektes, soweit sie falsch sind, alle in derselben Richtung von der Wahrheit abweichen oder ob sie sich gewissermaßen kompensieren. Daß bei Raum- und Zeitgrößen das erstere der Fall zu sein scheint, darauf wurde schon hingewiesen; bestimmte Größen werden fast stets unter-, andere fast stets überschätzt. Aber nicht nur bei quantitativen Bestimmungen findet sich ein solches Ergebnis, auch qualitative Angaben tendieren häufig nach ganz bestimmten Richtungen, nämlich nach denen der Gewohnheit (Claparède). Wenn das Erlebnis in irgend einer Weise anders beschaffen war, als gewöhnlich derartige Erlebnisse sind, so gibt die Aussage in außerordentlich vielen Fällen, somit auch eine daraus konstruierte „Kollektivaussage“, den gewöhnlichen Sachverhalt wieder. Dabei ist es ziemlich gleichgültig, ob das Erlebnis einen gewöhnlichen Bestandteil nicht enthielt, oder ob es einen ungewohnten enthielt; der erstere wird ergänzt, der andere fortgelassen. Wollte man also den wirklichen Tatbestand nach dieser Kollektivaussage rekonstruieren, d. h. danach, welche Aussagen am häufigsten erfolgt sind, so würde man in vielen Fällen dazu gelangen, das Schema eines solchen Tatbestandes zu finden, ohne daß es erkennbar würde, in welcher Beziehung das wirkliche Erlebnis von diesem Schema abwich. Nur bei solchen Erlebnissen, für die ein Schema nicht existiert, die irgendwie einzigartig, weder wahrscheinlich noch unwahrscheinlich sind, weicht die Kollektivaussage nicht in bestimmten Richtungen von der Wahrheit ab; hier ist also eine richtige Rekonstruktion eher möglich. So führten einige Experimente zu dem Ergebnis, daß der Vorgang, über den von mehreren Zeugen ausgesagt worden war, nachträglich von einem

unbefangenen „Richter" wenigstens in seinen Grundzügen richtig rekonstruiert werden konnte, und daß diese Rekonstruktion nur mehr halb so fehlerhaft war als der Durchschnitt der Zeugenaussagen.

In derselben Weise, wie die Kollektivaussage durch die Gewohnheit beeinflußt wird, kann sie natürlich auch durch Suggestion in bestimmte Richtungen gelenkt werden, z. B. wenn an sämtliche Personen dieselben Suggestivfragen gestellt wurden, oder wenn die Zeitung auf alle Zeugen ein und dieselbe Suggestion ausübte.

Endlich kann auch die Verdeckung durch ähnliche Erlebnisse denselben Effekt haben, nämlich dann, wenn etwa alle Personen zwischen dem Aussageerlebnis und der Aussage Zeugen eines ähnlichen Erlebnisses waren, das ihr Interesse oder ihre Affekte in Mitleidenschaft versetzte.

Eine weitere wichtige Seite des Aussageproblems ist diejenige der individuellen Differenzen. Wie zu erwarten, haben auch die Experimente ergeben, daß keineswegs alle Menschen in gleicher Weise befähigt sind, wahrheitsgetreu über ein Erlebnis auszusagen. Zunächst hat eine richtige Aussage zur Voraussetzung, daß die Auffassungs-, Merk- und Reproduktionsfähigkeit des betr. Menschen nicht überhaupt gestört ist. Dies ist nun nach Cramer nicht nur bei Geisteskranken, sondern auch bei Epileptikern, Alkoholikern, Hysterischen, Degenerierten, Traumatikern, Neurasthenikern und an Hirnsyphilis leidenden häufig in so hohem Maße der Fall, daß man einer von einer solchen Person gemachten Angabe fast niemals volles Vertrauen wird schenken können. — Mängel der Sinnesorgane bewirken einerseits Wahrnehmungsverfälschungen, andererseits können z. B. Kurzsichtigkeit und Schwerhörigkeit, wenn der betreffende Mensch sich ihrer bewußt ist, ihn dazu veranlassen, um so genauer zu beobachten. — Bezüglich des Unterschiedes zwischen männlichen und weiblichen Personen ist eine Entscheidung noch nicht erzielt; bei den einen Autoren

erscheinen die Aussagen der Mädchen bezw. der Frauen als die besseren, bei den anderen diejenigen der Knaben und Männer.

Ähnlich einander widersprechend sind die Resultate bezüglich des Unterschiedes zwischen guten und schlechten Schülern.

Der G r a d der Bildung scheint insofern eine Rolle zu spielen, als Schüler und Schülerinnen höherer Schulen in mehreren Experimenten bessere Aussagen machten als Kinder aus Volksschulen. Die A r t der Bildung kann sich darin äußern, daß

1. die Vertreter der einen Berufsklassen überhaupt bessere Aussagen machen als die andern. So ist z. B. ein Unterschied zwischen Juristen und nichtjuristischen Akademikern zugunsten der letzteren konstatiert worden, aber an einer so geringen Zahl von Versuchspersonen, daß weitere Schlüsse daraus zunächst nicht gezogen werden können.
2. Bei einer speziellen Aussage ist es nicht ohne Bedeutung, ob der Aussagende hierfür sachverständig ist oder nicht. Der Sachverständige allein kann manche Eindrücke richtig beurteilen; andererseits leidet seine Aussage unter der Einseitigkeit des ihm gewohnten Eindruckes (Heilberg).

Eine ganze Reihe von Resultaten endlich liegen vor über den Einfluß des Alters der Versuchsperson auf die Richtigkeit der Aussage, und zwar ist hier ziemlich übereinstimmend das Ergebnis dies, daß mit wachsendem Alter auch die Richtigkeit der Aussage zunimmt. Was die qualitative Differenzierung anbelangt, so unterscheidet Stern drei aufeinander folgende Entwicklungsstadien:

1. das Substanzstadium der 7jährigen, in dem die einzelnen Objekte einfach aufgezählt werden;
2. das Aktualitätsstadium der 10jährigen, in dem noch

verbale und adjektivische Bestimmungen hinzugekommen sind,

3. das Relations- und Qualitätsstadium, das weiter auch noch durch adverbiale und präpositionale Bestimmungen gekennzeichnet ist.

Wie es bei einer Gruppe von Problemen, die von vornherein der Praxis des täglichen Lebens entnommen waren und auf eine praktische Verwertbarkeit der Resultate hinzielten, nicht wundernehmen darf, so hat man auch hier bald begonnen, Thesen aufzustellen, die auf eine Reform der gegenwärtigen forensischen Praxis der Zeugenvernehmungen abzielen. Sie enthalten Anweisungen

I. darüber, welchen Wert man einer vorliegenden Aussage beimessen kann, d. h. welche Momente für die Wertung einer einmal gemachten Aussage in Betracht gezogen werden müssen, und

II. darüber, wie man die relativ besten Aussagen erzielt.

Die Konstatierung, daß Aussagen überhaupt im allgemeinen schlecht sind, ist fälschlich des öfteren als das Hauptergebnis der Aussageforschung hingestellt worden; ihr praktischer Wert liegt nicht in dieser negativen Tatsache, sondern in positiven Formulierungen. Ich führe hier zum Schluß diejenigen Thesen an, die ich selbst vor einiger Zeit aufgestellt habe:

I. 1. Zur Beurteilung einer Aussage ist es erforderlich, zu wissen, ob sie spontan erfolgt ist und, wenn dies nicht der Fall ist, wie die Frage, als deren Beantwortung sie sich darstellt, formuliert war.

2. Zur Feststellung des Wertes einer Aussage gehört es auch, daß man weiß, wieweit sie durch Erzählungen anderer oder z. B. auch durch Berichte der Presse beeinflußt ist.

3. Für die Beurteilung einer bestimmten vorliegenden Aussage erhält man einen wichtigen Beitrag,

wenn man von der Person eine andere Aussage über ein ähnliches Objekt erzielt, von deren Wert man sich überzeugen kann.

4. Es ist nicht möglich, jemandem nachzuweisen, daß er fahrlässig falsch ausgesagt hat.
5. Die Aussagen von Kindern, Geisteskranken und geistesschwachen Personen verdienen wenig Vertrauen.
6. Im allgemeinen können nur Aussagen über solche Vorgänge, denen der Aussagende seine Aufmerksamkeit zugewandt hatte, ohne daß sie seine Affekte stark in Anspruch nahmen, für einigermaßen zuverlässig gelten.

II. 1. Durch detaillierte Fragen wird die Aussage wesentlich verschlechtert. Man erhält wahrheitsgetreuere, allerdings inhaltsärmere Angaben, wenn man sich einen zusammenhängenden Bericht liefern läßt.

2. Suggestivfragen sind völlig zu vermeiden und womöglich nur Bestimmungsfragen oder vollständige Disjunktionsfragen, die aber keine Voraussetzungsfragen sein dürfen, zu verwenden.
3. Die Wahlkonfrontation ist der Einzelkonfrontation vorzuziehen.

Wenn ich mit starker Anteilnahme etwas erlebt habe, so wirkt das Erlebnis noch lange Zeit in mir nach: Ich habe auch noch später die Tendenz, neue Reize, die meine Sinnesorgane treffen, unter Zuhilfenahme der Vorstellungen von eben jenem Erlebnis zu Wahrnehmungen zu ververarbeiten (I); ich assoziiere mit den neuen Wahrnehmungen vornehmlich eben Vorstellungen von jenem Erlebnis und bringe sie zur Reproduktion (II); auch bei der Reproduktion treten dann wieder starke Gefühle auf (IV); haben die neuen Erlebnisse Ähnlichkeit mit jenem starkgefühlsbetonten, so wird die Erinnerung an erstere durch die Erinnerung an letzeres verdeckt: die identischen Teile verstärken sich, unter den nicht identischen Teilen werden die Elemente des indifferenten Erlebnisses vergessen und ersetzt bezw. ergänzt durch die entsprechenden Teile des gefühlsbetonten (III). Nehmen wir nun an, jenes starkgefühlsbetonte Erlebnis sei ein Verbrechen, das ich selbst begangen habe, so habe ich natürlich alle Ursache, alle die eben genannten Symptome seiner psychischen Nachwirkung nach außen hin möglichst wenig kenntlich werden zu lassen; ich habe eine Verheimlichungstendenz, die aber gleichfalls wieder neue Symptome im Gefolge hat (V).

Die „Tatbestandsdiagnostik“, von Wertheimer und Klein begründet, hat es sich zum Ziele gesetzt, Methoden ausfindig zu machen, vermittelst derer man jene Symptome möglichst stark zur Erscheinung bringen kann. Man geht dabei grundsätzlich in erster Linie auf die Konstatierung

solcher Symptome aus, die unabhängig vom Willen des Untersuchten oder sogar gegen seinen Willen — also beim Vorhandensein einer Verheimlichungstendenz — zutage treten. Ein selbstverständlicher — aber bisher nicht in allen Versuchen beachteter — Grundsatz der Tatbestandsdiagnostik ist es, auch nur solche Phänomene als Symptome dafür, daß der Untersuchte den betreffenden Tatbestand oder Sachverhalt genau kennt (und inneren Anteil an ihm genommen hat), gelten zu lassen, bezüglich derer er sich prinzipiell anders verhält als solche Personen, die den Tatbestand oder Sachverhalt sicher nicht so genau kennen. Es ergeben sich daraus gewisse methodologische Gesichtspunkte, welche Wertheimer und ich in einer demnächst erscheinenden Publikation ausführlich behandeln werden; auch die Methoden selbst, auf deren kurze Charakterisierung ich mich im folgenden beschränke, und ihre Brauchbarkeit werden an der Hand von Experimenten und ihrer Resultate ausführlicher dargelegt werden.

I. Wir haben zunächst diejenigen Methoden zu erwähnen, die darauf ausgehen, zu konstatieren, ob die Versuchsperson Wahrnehmungen im Sinne des gefühlsbetonten Erlebnisses verfälscht. Die Reize müssen natürlich so dargeboten werden, daß auch bei angespanntester Aufmerksamkeit eine ganz deutliche Wahrnehmung ausgeschlossen ist. Man kann nun

1. optische Reize wählen, und zwar etwa Worte, die nur kurze Zeit (tachystokopisch) exponiert werden. So wird z. B. der Mörder statt des Wortes „Mond“ leicht das Wort „Mord“ lesen; aber auch bei dem eines Mordes unschuldig Verdächtigten kann dies leicht der Fall sein, so daß also gerade dieses Beispiel für die Praxis sich nicht empfiehlt. Die ganze Untersuchung muß stets nur auf solche Symptome ausgehen,

die nur der „Schuldige“, der also den Tatbestand ganz genau kennt, aufweisen kann;

2. akustische Reize. Auch undeutlich — etwa durch den Phonographen — gesprochene Worte können als Reize dienen. Es lassen sich z. B. auch Worte, die an sich sinnlos sind, verwenden, die dann von dem „Unschuldigen“ in irgend einem irrelevanten Sinne, von dem „Schuldigen“ im Sinne seines Verbrechens aufgefaßt werden; statt des Wortes „Olch“ hört der Unschuldige vielleicht „Molch“, der Mörder „Dolch“, der Landstreicher „Strolch“ usw.

II. Unter den Methoden, die dem Nachweise dienen, daß Reizworte, die event. auch nur entfernt an das gefühlsbetonte Erlebnis anklingen, andere Vorstellungen aus diesem „Komplex“ zur Reproduktion bringen, erfreut sich

1. die Assoziationsmethode besonderer Beliebtheit. Sie besteht darin, daß der Versuchsperson eine Reihe von Worten zugerufen werden — meist irrelevante, unter denen sich aber auch anzügliche befinden —, und die Versuchsperson nun, ohne sich zu überlegen, mit dem Worte zu antworten hat, das ihr zunächst einfällt. Ein Symptom für die Kenntnis des „Komplexes“ ist es dann, wenn sie auf anzügliche Worte mit Worten antwortet, die gleichfalls dem Komplex entnommen sind.

   Modifikationen dieser Methode sind die beiden folgenden:

   a) Man beschränkt die Reaktionsmöglichkeiten, indem man z. B. vorschreibt, die Versuchsperson habe nur mit Substantiven oder nur mit Adjektiven, oder stets mit dem Begriffe, der dem des Reizwortes unmittelbar über-

geordnet ist, zu reagieren. Besonders letzteres hat den Vorzug, daß man so weniger sinnlose Reaktionen erhält. Andererseits wird dadurch die Verwertung der Reaktions*zeiten* (s. u.) erschwert, da dieselben außerordentlich verschieden ausfallen (große Streuung).

b) Man beschränkt die Reaktionszeit, verhindert also langes Überlegen, indem man die Reizworte — ohne event. auf die Reaktion zu warten — in vorher bestimmtem Tempo hintereinander gibt. Bei dieser Methode entsprechen erfahrungsgemäß (Watt) die Reaktionsworte besonders stark perseverierenden Vorstellungen. Ein Nachteil dieser Methode liegt darin, daß man viele sinnlose Reaktionsworte erhält und auch die Zeitmessungen (s. u.) z. T. ihren Wert verlieren.

2. Nachdem man so eine Reihe vielleicht von hundert Assoziationen hat ausführen lassen, kann man die Versuchsperson auffordern, die *Reizworte*, die ihr noch einfallen, zu wiederholen („Erinnerungsversuch"). Dabei können sich als Kenntnismerkmale noch die folgenden ergeben:

a) die Versuchsperson erinnert sich an die anzüglichen Worte besser als an die irrelevanten;

b) sie stellt die anzüglichen Worte, auch wenn sie in der Reizreihe weit auseinanderlagen, zusammen, was darauf deutet, daß sie einen inneren Zusammenhang zwischen ihnen kennt.

III. Eine Reihe weiterer Methoden geht darauf aus, zu zeigen, daß die Erinnerung an ein gleichgültiges Erlebnis verändert wird, wenn diesem ein ähnliches, aber stärker gefühlsbetontes vorhergegangen ist. Es wird also der Versuchsperson etwa eine Geschichte vorgelesen, die in gewissen Einzel-

heiten mit dem Tatbestande des Verbrechens, auf dessen Kenntnis hin man die Versuchsperson untersuchen will, übereinstimmt. Dann prüft man die Versuchsperson zum Schein auf die Kenntnis der irrelevanten Geschichte, sucht aber zwischendurch Reaktionen zu erhalten, die auf eine Kenntnis des Komplexes schließen lassen. Dies kann auf verschiedene Weise geschehen:

1. Bei der „Aussagemethode“ werden an die Versuchsperson Fragen gestellt, die z. T. ganz irrelevant sind, also auf Einzelheiten abzielen, die in beiden Erlebnissen identisch waren, die z. T. aber auch je nachdem verschieden zu beantworten sind, oder auch nur bei Kenntnis des Komplexes überhaupt beantwortet werden können, die also im Sinne der irrelevanten Geschichte falsche Voraussetzungsfragen sind.
2. Bei der „Kombinationsmethode“ werden der Versuchsperson Texte mit Lücken vorgelegt. Der Text entspricht scheinbar dem Wortlaute der irrelevanten Geschichte. Die Lücken aber sind teils irrelevant, teils können sie nach beiden Erlebnissen verschieden, teils überhaupt nur nach dem Komplex ausgefüllt werden.
   Die Methoden der Fehlerberechnung sind hier ziemlich komplizierte, weshalb nicht näher darauf eingegangen werden soll.
3. Die „Aussageassoziationsmethode“ stellt eine Kombination der beiden in ihrem Namen enthaltenen Methoden dar. Sie besteht darin, daß — nach vorherigem Vorlesen oder dergl. einer ähnlichen irrelevanten Geschichte — der Versuchsperson eine Reihe von Worten zugerufen werden, unter denen sich auch solche befinden, die nur zu dem Komplex in Beziehung

stehen. Die Versuchsperson soll nun auf alle Worte, die in der irrelevanten Geschichte nicht vorkommen, mit dem Worte „nichts“ antworten; dagegen auf die übrigen Worte mit einem Worte, das gleichfalls dieser Geschichte entnommen ist. Als Kenntnismerkmale können sich nun ergeben,

a) daß die Versuchsperson auch auf Worte antwortet, die nur zum Komplexe in Beziehung stehen,

b) daß sie mit Worten antwortet, die gleichfalls nur dem Komplexe entnommen sein können.

IV. Das Auftreten lebhafter Gefühle bei Erlebnissen, die an das gefühlsbetonte Erlebnis, den Komplex, erinnern, kann man

1. durch die Beobachtung physiologischer Begleiterscheinungen konstatieren, wofür besondere Apparate existieren. Es kommen hierbei besonders in Betracht:

   a) die Veränderung des Pulses, und zwar Verstärkung oder Abschwächung und Beschleunigung oder Verlangsamung der Herztätigkeit;
   b) die Veränderung der Atmung, und zwar besonders auch hier ihre Beschleunigung oder Verlangsamung;
   c) die Vermehrung der Zitterbewegungen, besonders der Hand;
   d) Blutdrucksschwankungen in den Extremitäten;
   e) die Veränderung des galvanischen Widerstandes des menschlichen Körpers, hervorgerufen wahrscheinlich durch eine Vermehrung oder Verminderung der Schweißsekretion.

   Alle diese Beobachtungen lassen sich verbinden besonders mit den Auffassungs-, den

Assoziations- und Aussagemethoden, indem man zusieht, ob physiologische Veränderungen etwa gleichzeitig mit oder in bestimmten Intervallen nach „verräterischen“ Reizen auftreten.

2. Nach Meinung mancher Autoren gibt es bei Assoziationsversuchen noch weitere Merkmale, die darauf deuten, daß ein Reizwort besonders stark unlustbetonte Vorstellungen zur Reproduktion bringt.

   a) Mißt man nämlich bei Assoziationsversuchen die Assoziationszeiten, so zeigt sich bei den Personen, die ein unlustbetontes Erlebnis kennen, bei den anzüglichen Worten eine Verlängerung dieser Zeiten, und eben dies wird von manchen Autoren darauf zurückgeführt, daß die Unlustbetonungen der Vorstellungen selbst eine rasche Reaktion verhindere, indem erst Hemmungen zu beseitigen sind.

   b) Indem infolge der Hemmungen dann häufig eine Deckreaktion eintritt, wird dieses Reaktionswort auch leichter wieder vergessen als andere Reaktionsworte, wovon man sich event. durch ein nochmaliges Vorlegen der Reihe der Reizworte überzeugen kann („Wiederholungsversuch“, Jung).

V. Tritt nun zu den sonstigen Nachwirkungen gefühlsbetonter Erlebnisse noch eine Verheimlichungstendenz, so versucht die Versuchsperson natürlich, die vorher erwähnten Symbole dieser Nachwirkungen möglichst zu unterdrücken. Dies wird jedoch sehr häufig nicht gelingen; es werden sich vielmehr noch andere Merkmale einstellen, die eben außerdem noch auf das Vorhandensein einer Verheimlichungstendenz schließen lassen.

Solche Merkmale sind:

1. Bei dem „Assoziationsversuch“: Wenn auf ein anzügliches Reizwort der Versuchsperson zunächst ein Komplexwort einfällt, sie aber vermeidet, dieses auszusprechen, so muß sie erst nach einem anderen Wort suchen. Dadurch entsteht:
   a) eine Verlängerung der Reaktionszeit,
   b) ein verhältnismäßig häufiges Auftreten sinnloser Reaktionen.
2. Bei dem „Wiederholungsversuch“: Wenn die Reaktionsworte dann noch einmal wiederholt werden sollen, so wird die Versuchsperson sich scheuen, verräterische Reaktionen, die sie bei dem Assoziationsversuch gegeben hat, nun gewissermaßen nochmals zu bestätigen. Sie wird also beim Wiederholungsversuch bei anzüglichen Worten besonders häufig versagen.
3. Bei dem „Erinnerungsversuch“: Wenn die Versuchsperson aufgefordert wird, nach beendigtem Assoziationsversuch die Reizworte noch einmal zu wiederholen, so wird sie es zu vermeiden suchen, daß man erkennt, daß sie sich an die anzüglichen Worte besser erinnern kann als an die irrelevanten; sie wird also relativ mehr irrelevante Reizworte nennen als anzügliche.
4. Bei den Aussage-, Kombinations- und Aussageassoziationsversuchen durch übergroße Vorsicht.

Damit hätten wir die bisher vorhandenen Methoden der Tatbestandsdiagnostik kurz charakterisiert. Worauf ich hier gar nicht eingehen konnte, sind die Methoden, nach denen man die Ergebnisse solcher Experimente verrechnet, um einen zahlenmäßigen Ausdruck dafür zu gewinnen, mit welcher Wahrscheinlichkeit die untersuchte

Person von dem Erlebnis, das der Gegenstand der Untersuchung war, Kenntnis hatte, d. h. ob und in welchem Grade diese Person sich anders verhielt als solche Personen, die von dem betr. Erlebnis keine Kenntnis hatten. Denn dies muß — um es noch einmal zu wiederholen — durchaus Grundsatz derartiger Untersuchungen sein, daß man sich nicht auf den subjektiven Eindruck von den Reaktionen der Versuchsperson verläßt und sie danach als „schuldig“ oder „unschuldig“ bezeichnet, sondern daß man stets denselben Versuch auch mit mehreren sicher Unschuldigen anstellt und der Beurteilung ausschließlich den objektiven Vergleich — womöglich einen zahlenmäßigen — zugrunde legt.

Dies muß natürlich auch schon bei der Herstellung der Reize in Betracht gezogen werden; Reize, auf die auch ein Unschuldiger im Sinne des Komplexes reagiert, dürfen eben als anzügliche Reize keine Verwendung finden.

Über die Frage, ob und in welcher Weise die Tatbestandsdiagnostik praktische Anwendung im Strafprozesse finden könne, ob und in welcher Weise sie in den Rahmen einer Strafprozeßordnung einzufügen sei, steht dem Psychologen kein Urteil zu. Wir können nur sagen, daß allem Anschein nach eine oder die andere Methode oder eine Kombination mehrerer schon heute auch in praxi zur Überführung oder zur Entlastung eines Angeklagten führen würde, daß aber jedenfalls die begründete Aussicht besteht, daß dieses Ziel von der Tatbestandsdiagnostik in absehbarer Zeit in befriedigender Weise erreicht werden wird.

Buchdruckerei Robert Noske, Borna-Leipzig.

Denjenigen Juristen, die sich über das Gesamtgebiet der Psychologie oder über einige der von mir erwähnten Punkte selbständig weiter unterrichten wollen, empfehle ich das Studium der folgenden Werke, die z. T. auch meinen Ausführungen zugrunde gelegt sind:

Zum 1.—3. Vortrage:

Ebbinghaus, Grundzüge der Psychologie. Bd. 1. 2. Aufl. Leipzig, Veit & Co.

Höffding, Psychologie in Umrissen auf Grundlage der Erfahrung. Übers. von Bendixen. 3. Aufl. Leipzig 1901.

Jodl, Lehrbuch der Psychologie. 2 Bde. 2. Aufl. Stuttgart und Wien 1903, Cotta.

Külpe, Grundriß der Psychologie. Leipzig 1893.

Wundt, Grundzüge der Physiologischen Psychologie. 3 Bde. 5. Aufl. Leipzig 1902, Engelmann.

Wundt, Grundriß der Psychologie. 5. Aufl. Leipzig 1902, Engelmann.

Heymans, Einführung in die Metaphysik auf Grundlage der Erfahrung. Leipzig 1905, Barth.

Paulsen, Einleitung in die Philosophie. 7. Aufl. Berlin 1901, Herz.

Ziehen, Leitfaden der Physiologischen Psychologie. 6. Aufl. Jena 1902, Fischer.

Groß, Kriminalpsychologie. 2. Aufl. Leipzig 1905, Vogel.

Zum 3. Vortrage:

Petersen, Willensfreiheit, Moral und Strafrecht. München 1905, Lehmann.

Windelband, Über Willensfreiheit. Tübingen und Leipzig 1904, Mohr.

Weinberg, Über den Einfluß der Geschlechtsfunktionen auf die weibliche Kriminalität. Jur.-psychiatr. Grenzfr. 6 (1). 1907.

Zum 4. Vortrage: Die Literatur zur Psychologie der Aussage ist ziemlich konzentriert in den beiden folgenden Zeitschriften:

Beiträge zur Psychologie der Aussage, herausgegeb. von W. Stern 2 Bde. Leipzig 1903—1906, Barth
und deren erweiterte Fortsetzung:

Zeitschrift für angewandte Psychologie und psychologische Sammelforschung, herausgegeben von Stern und Lipmann. Leipzig, Barth.

Außer den dort befindlichen Arbeiten wären etwa zu erwähnen von neueren Schriften:

Claparède, Expériences sur le témoignage. Arch. d. Psychol. 5 (20). 1906.

Lipmann, Reformvorschläge zur Zeugenvernehmung vom Standpunkte des Psychologen. H. Groß' Archiv 20. 1905.

Zum 5. Vortrage: Die Tatbestandsdiagnostik nahm ihren Ausgang von der folgenden Schrift:

Wertheimer und Klein, Psychologische Tatbestandsdiagnostik. H. Groß' Archiv 15. 1904.

Über Versuche mit dort vorgeschlagenen Methoden liegen bisher fast nur Publikationen bezüglich der Assoziationsmethode vor, die teils gute, teils keine Resultate erkennen lassen. Andere Methoden sollen in einem demnächst erscheinenden Buche von Lipmann und Wertheimer ausführlich behandelt werden. Dort wird auch der Nachweis versucht, daß die bisherigen negativen Ergebnisse der Assoziationsmethode wohl auf Mängeln der Versuchsordnung beruhten. Es schien daher nicht angebracht, schon hier auf die gegen die Tatbestandsdiagnostik geäußerten Bedenken theoretischer und praktischer Art einzugehen. Die Literatur hierüber (zum großen Teil in der Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft, der Monatsschrift für Kriminalpsychologie und H. Groß' Archiv) ist bereits ziemlich zahlreich.



